



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Reiseberichte aus Italien: H.C. Andersen, Charles Dickens und Fanny Lewald - ein Vergleich“

Verfasserin

Silvia Moor

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 393

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Vergleichende Literaturwissenschaften

Betreuerin:

Dr. Sandra Vlasta

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung.....	4
2.	Allgemeines zum Thema „Reisen“ und „Reiseberichte“	7
2.1.	Reisen, Grand Tour und Italien.....	7
2.1.1.	Reisen	7
2.1.2.	Die Grand Tour.....	11
2.1.3.	Italien als bevorzugtes Reiseland	15
2.1.4.	Zum politischen Hintergrund Italiens im 19. Jahrhundert.....	19
2.2.	Reiseberichte.....	20
2.3.	Wichtigste Verkehrsmittel und die Entwicklung der Eisenbahn	28
3.	Lebensläufe.....	33
3.1.	Charles Dickens, sein Charakter und die Wichtigkeit des Reisens	33
3.1.1.	Kindheit und Jugend.....	33
3.1.2.	Charakter und späteres Leben.....	34
3.1.3.	Einige Schwerpunkte schriftstellerischer Arbeit	35
3.1.4.	Dickens und seine Reisetätigkeit.....	37
3.2.	H.C. Andersens Leben und seine besondere Liebe zu Italien.....	40
3.2.1.	Kindheit und Jugend.....	40
3.2.2.	Andersens Charakter.....	41
3.2.3.	Andersens Werke und Italien	44
3.2.4.	Andersens Liebe zu Italien und seine Italienreisen	46
3.3.	Exkurs „Die „Freundschaft“ von H.C. Andersen und Charles Dickens	49
3.4.	Fanny Lewald, ihr Leben und ihre Beziehung zum Reisen und zu Italien	58
3.4.1.	Kindheit, Jugend und „frühe“ Entscheidungen	58
3.4.2.	Adolf Stahr und spätere Jahre.....	60
3.4.3.	Reisen, das Verhältnis zu Italien und einige bekannte Werke	63
3.5.	Exkurs „weibliches Reisen“ und Bezug zum 19. Jahrhundert und Italien	66
4.	Vorstellung <i>Eines Dichters Basar</i> , <i>Pictures from Italy</i> und <i>Italienisches Bilderbuch</i>	73
4.1.	<i>Eines Dichters Basar</i> von Hans Christian Andersen	73
4.2.	<i>Pictures from Italy</i> von Charles Dickens	76
4.3.	<i>Italienisches Bilderbuch</i> von Fanny Lewald.....	79
5.	Reiserouten, Alltagsleben und generelle Einstellung, Rom	82
5.1.	Reiserouten, Reisegefahren und -eindrücke	82
5.2.	Alltagsleben und generelle Einstellung	87
5.3.	Rom.....	94
6.	Das Thema „Religion“ bei Andersen, Dickens und Lewald	101
6.1.	Allgemeines zum Thema „Religion“	101
6.2.	Allgemeines zum Thema Religion bei Andersen, Dickens und Lewald	104
6.3.	Kirchen als Gebäude	112
6.4.	Religiöse Feste und Bräuche.....	119
6.5.	Der Papst.....	124
7.	Fazit	132
8.	Literaturverzeichnis	136
8.1.	Primärliteratur	136
8.2.	Sekundärliteratur.....	137
8.3.	Sonstige Quellen	139
9.	Anhang.....	140

9.1.	Abstract in deutscher Sprache.....	140
9.2.	Abstract in englischer Sprache.....	141
9.3.	Lebenslauf.....	142

1. Einleitung

Das 19. Jahrhundert war jener Zeitraum, in welchem die klassische Grand Tour, bis dahin üblicherweise den adeligen und sehr reichen Teilen der europäischen Gesellschaft vorbehalten, langsam einem organisierten Tourismus wich, den sich von nun an immer mehr Menschen leisten konnten. Die fortschreitende Verbesserung des Verkehrswesens und das Entstehen großer Reiseveranstalter sorgten dafür, dass man sich immer öfter den Traum erfüllen konnte, in fremde Länder aufzubrechen, die bisher eher Mythos als reales Ziel gewesen waren.

Gleichzeitig begann die Textgattung des Reiseberichtes einen großen Aufschwung zu nehmen. Viele Schriftstellerinnen und Schriftsteller konnten durch die Veröffentlichung ihrer Erfahrungen weitere Reisen finanzieren, und die daheim gebliebenen, die sich aus finanziellen oder anderen Gründen keinen Auslandsaufenthalt leisten konnten oder wollten, bekamen so einen Einblick in fremde Länder und Gesellschaften, der ihnen sonst verwehrt geblieben wäre.

Eines der Länder, welches im 19. Jahrhundert eine besondere Anziehung auf Reisende ausübte, war Italien. Mildes Klima, Kunst und Religion waren einige der Gründe, die dazu beitrugen, das Interesse vieler Menschen zu wecken, und so konnte es nicht ausbleiben, dass auch viele Reiseberichte erschienen, die sich mit Italien beschäftigten und verschiedenste Aspekte der dort gemachten Erfahrungen aufgriffen.

Diese Arbeit befaßt sich mit drei Reiseberichten aus dem Italien des 19. Jahrhunderts: *Eines Dichters Basar* von Hans Christian Andersen, *Pictures from Italy* von Charles Dickens und *Italienisches Bilderbuch* von Fanny Lewald. Die Autoren dieser Werke stammen zwar aus verschiedenen Teilen Europas, wurden aber in derselben Hälfte des Jahrhunderts geboren, hatten alle einen protestantischen Hintergrund und galten als extrem reiseerfahren. Somit sind sie ausgezeichnet vergleichbar, und auch das Thema „reisende Frauen“ kann am Beispiel Fanny Lewalds kurz erörtert werden, um die speziellen Schwierigkeiten aufzuzeigen, denen auch eine prominente und für die damalige Zeit sehr moderne Frau in Italien gegenüber gestanden ist.

Obwohl das Interesse am Topos „Reiseliteratur“ ab etwa den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts in der literaturwissenschaftlichen Forschung einen sehr großen Aufschwung genommen hat, so wurde und wird das Thema „römisch-katholische Religion und Papsttum in Italien“

dennoch als verhältnismäßiges Randthema behandelt, das zwar immer wieder in der diversen Fachliteratur auftaucht, allerdings meist nur sehr kurz diskutiert wird. In dieser Arbeit soll ein spezieller Fokus auf das Thema „die römisch-katholische Religion“ in den italischen Reiseberichten von H.C. Andersen, Charles Dickens und Fanny Lewald gelegt werden, da hier bisher kaum konkrete intensive Forschung und so gut wie keine Sekundärliteratur existieren. Die Erfahrungen der drei Reisenden hinsichtlich der katholischen Religion sollen genau analysiert werden, aber auch individuelle Reiserouten (nach Italien) und die jeweilige Einstellung zum Alltagsleben, sowie zu Land und Leuten werden gemäß ihrer jeweiligen literarischen Darstellung entsprechend betrachtet werden.

Kapitel 2 soll einen eher allgemein gehaltenen Überblick zum Thema Reisen und Reiseberichte im 19. Jahrhundert geben, wobei auch darauf eingegangen werden soll, warum gerade Italien als Reiseland so besonders große Wertschätzung genoß. Außerdem soll kurz beleuchtet werden, was der Interessierte sich heute, im 21. Jahrhundert, unter dem Italien des 19. Jahrhunderts vorstellen sollte.

Kapitel 3 macht mit den VerfasserInnen der diskutierten Werke bekannt: H.C. Andersen, Charles Dickens und Fanny Lewald werden vorgestellt, aber auch ihre jeweilige Reiseerfahrung und ihre besondere Liebe zu Italien diskutiert. Auch die Bekanntschaft zwischen dem dänischen H.C. Andersen und dem englischen Charles Dickens soll in einem kurzen Exkurs besprochen werden. Die Vorstellung Fanny Lewalds wird mit einigen Worten zum Thema „weibliches Reisen“ abgeschlossen werden.

Kapitel 4 stellt schließlich die einzelnen Werke vor, wobei auf Stil, Form und besondere Ereignisse eingegangen werden soll.

Im 5. Kapitel werden Reiserouten, Alltagsleben und generelle Einstellung von Andersen, Dickens und Lewald betrachtet, wie sie von den AutorInnen der drei Werke dargestellt werden. Verschiedene Vorlieben und Abneigungen sollen dabei ergründet, aber auch Usancen dargestellt werden, die damals üblich waren, sich heute jedoch völlig verändert haben. Kurz wird dabei das Thema „Rom“ behandelt werden, da ein Besuch der Ewigen Stadt im Rahmen der italienischen Reisetätigkeit des 19. Jahrhunderts einen ganz besonderen Stellenwert genoß.

Das 6. Kapitel beschäftigt sich mit dem Thema „Religion“, so wie es die drei AutorInnen in ihren Arbeiten erlebt, empfunden und dargestellt haben. Besonders die Aspekte „Kirchen als Gebäude“, „der Papst und der römisch-katholische Glaube“ und „religiöse Feste und

Gebräuche im Katholizismus“ werden prominent diskutiert und hinsichtlich Gemeinsamkeiten und Unterschieden diskutiert.

Abschließend sollen die im Verlauf der Arbeit herausgefilterten Gemeinsamkeiten und Unterschiede nochmals konkret zusammengefaßt und analysiert werden. Der Schwerpunkt wird dabei auf dem Thema „römisch-katholische Religion und Papsttum in Italien“ sowie den erarbeiteten Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei H.C. Andersen, Charles Dickens und Fanny Lewald liegen.

2. Allgemeines zum Thema „Reisen“ und „Reiseberichte“

2.1. Reisen, Grand Tour und Italien

2.1.1. Reisen

Reisen um des Vergnügens Willen, um ein Land und die dort lebenden Menschen und deren Kultur kennenzulernen, ist eine vergleichsweise moderne Idee, die aus der Romantik stammt. Die Sehnsucht nach der Ferne wurde in der Romantik oft mit dem Symbol der blauen Blume assoziiert, einem Streben, welches dem Menschen des Spätmittelalters fremd war. Der Begriff „Fernweh“ war damals nicht existent, die großen Reisenden des Spätmittelalters reisten alle aus nicht-romantischen Gründen (auch wenn sich unterwegs bei manchen von ihnen möglicherweise durchaus auch Freude an der Reise und am erlebten „Neuen“ einstellte). Der Topos „Reisen“ war viele Jahrhunderte lang meist gleichgesetzt mit Elend, Verzweiflung und Herumirren, wie man leicht beispielsweise an der *Odysee* des griechischen Dichters Homer erkennen kann. Vermutlich wird es auch damals immer wieder beispielsweise Gelehrte oder Studierende gegeben haben, die aus Neugier gereist sind, doch diese bildeten eher die Ausnahme.

Wahrscheinlich trat man noch in der Renaissance dem Fremden sehr misstrauisch entgegen. Man war noch nicht weit von der Zeit entfernt, als man hauptsächlich zu kriegerischen, geschäftlichen, religiösen oder repräsentativen Zwecken gereist war, nicht umsonst stammt das Wort „Elend“ aus dem Altgermanischen und bedeutet „in einem fernen Land“.¹ Die Vorstellung, aus Freude und Neugier am Fremden seinen angestammten Lebensraum zu verlassen, muss einem Menschen des ausklingenden Mittelalters extrem bizarr erschienen sein. Glück und Erfüllung fand man nicht in der Fremde, sondern zu Hause.

Über die Jahrhunderte änderte sich die Einstellung zum Reisen langsam, und die Reisenden wurden weniger ängstlich und misstrauisch, langsam erkannten sie, dass es in fremden Ländern durchaus Betrachtenswertes gab, das den eigenen Glauben und die eigene Identität nicht in Frage stellte, wenn man nur die richtige Einstellung dazu hatte. Und ebenso langsam bildete sich der Status des „Touristen“ heraus.

¹ Moor, Silvia, Mitschrift zur Vorlesung *Ältere deutsche Literatur: Reiseberichte des Spätmittelalters*, Prof.Dr. Leopold Hellmuth, Universität Wien, WiSe 2009.

„According to the Oxford English Dictionary „tourist“ made its first appearance in English in the late eighteenth century, functioning as a straightforward synonym for „traveller“. Among the earliest entries provided by the OED is Samuel Pegge’s statement, in a book of 1800 on new English usages, that „A traveller is now-a-days called a Tourist.“²

Wie James Buzard in seinem Werk *The beaten Track – European tourism, literature, and the way to culture, 1800 – 1918* weiter ausführt, war der Tourist ursprünglich also jemand der „reiste“, ein Begriff, der in einer Zeit gebildet wurde, als das Reisen nichts extrem fremdes mehr darstellte, als bereits viele Menschen sich aufmachten, um der Bildung oder des Vergnügens wegen in fremde Länder zu reisen.

Buzard führt weiter aus, dass man schon recht bald auch eine negative Konnotation des Wortes heraushören konnte, wurde der Tourist oftmals als jemand angesehen, der nichts Neues entdeckte, sondern lediglich ausgetretenen Pfaden folgte, die bereits von vielen anderen vor ihm begangen worden waren. Man stellte sich, laut Buzard, sowohl unter „Tourist“ als auch unter „Traveller“ einen konkreten Lebensstil vor. Reisende/Traveller gingen bzw. gehen mutig voran, sind unabhängig und erforschen „das Original“. Touristen wird oftmals unterstellt, dass sie „von außen“ geleitet werden, sie gehen nicht dorthin, wohin sie selbst gehen wollen, sondern wohin die Reiseindustrie ihnen zu gehen vorgibt.

Die moderne Forschung hat allerdings festgestellt, dass der Unterschied zwischen dem Touristen und dem Reisenden in Wahrheit gar nicht so groß ist. Barbara Korte schreibt dazu: *„Die Tourismusforschung hat herausgestellt, dass die Unterscheidung zwischen „echtem“ Reisen und Tourismus grundsätzlich nur eine Schein-Differenz ist. Das Leugnen, selbst Tourist zu sein, ist vielmehr eine integrale Strategie des Tourismus, da der Reisende, der dem Touristen „falsches Reisen“ vorwirft, letztlich auf der Suche nach demselben Phänomen ist, das auch der Tourist sucht – die Erfahrung „authentischer“ Fremde.“³*

(„Authentische Fremde“ – hier scheint der bekannte Begriff des „first contact“ mitzuschwingen, eine Idee, die viele Reisende beseelt und beseelte, die bis heute von der Grundannahme ausgehen, dass jemand, der etwas als erstes bereist, dieses somit quasi „in

² Buzard, James; *The beaten track - European tourism, literature, and the way to culture, 1800–1918*, Oxford, Clarendon Press, 1993, Seite 1.

³ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 182.

Besitz“ nimmt. (Eine weitere Grundannahme dabei ist, dass die indigenen Gruppen, die sich bereits im „erstbereisten“ Gebiet aufhalten, quasi bedeutungslos sind und „mit in Besitz“ genommen werden.)⁴⁾

Zum Unterschied „Tourist“/„Reisender“ informiert Korte uns weiter: *„Der Vorwurf an den Touristen, das Authentische der Fremde durch bloß oberflächliches Reisen zu verfehlen, ist also eine Taktik, mit der die Authentizitätserfahrung des angeblich richtigen Reisens bekräftigt werden soll. Demgegenüber wird in der Tourismusforschung der letzten Jahre zunehmend eine positive Einstellung zum Tourismus beobachtet. Im sogenannten Post-Tourismus wird touristisches Reisen nicht abgelehnt, sondern im Gegenteil bewusst und spielerisch praktiziert.“*⁵

Im 19. Jahrhundert änderte sich die Einstellung, die man gegenüber dem Reisen hatte, massiv. Das Reisen war nun nicht mehr einigen wenigen, begüterten Reichen vorbehalten, sondern etwas, das sich viele Menschen – wenn natürlich auch längst nicht alle – leisten konnten. Die Möglichkeit zu reisen stand nun bereits einer recht großen Gruppe von Menschen zur Verfügung. In England war es selbstverständlich der vielbekannte Thomas Cook, der mit seinen „Cook’s Tours“ Standards für Gruppenreisen setzte und vielen Menschen geschützte und wohlorganisierte Reisen ins Ausland ermöglichte.

„What did all those English tourists want?“ schreibt James Buzard in *The beaten track*. *„What benefits did they think the Continent could offer them? What, after all, should one want from the tour of Europe?“*⁶

Es gab im 19. Jahrhundert viele Gründe, um ins Ausland zu reisen, doch einer davon war (und das war etwas gänzlich Neues), dass die Abwesenheit als Entspannung gesehen wurde, als Distanz zum Alltag, und als eine Zeit, die es den Reisenden ermöglichte, sich auf Neues, auf Anderes zu konzentrieren. Selbstverständlich reiste man auch im 19. Jahrhundert, um seinen/ihren Horizont zu erweitern, um neue Eindrücke zu gewinnen und die Erinnerung an spannende Erlebnisse mit nach Hause zu bringen (und diplomatische und kriegerische Gründe

⁴ Moor, Silvia, Mitschrift der Verfasserin zur Vorlesung *Unterwegs. Reisen als soziale Praxis – geschlechtergeschichtliche Perspektiven*, Prof. Dr. Johanna Gehmacher, Universität Wien, SoSe 2011.

⁵ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 182.

⁶ Buzard, James; *The beaten track – European tourism, literature, and the way to culture, 1800 – 1918*, Oxford, Clarendon Press, 1993, Seite 97.

gab es nach wie vor, auf diese soll hier allerdings nicht eingegangen werden). Betont werden soll hier lediglich, dass sich die Einstellung der Menschen in der viktorianischen Zeit extrem gewandelt hatte. Reisen konnte aus vielen Gründen passieren und war nicht mehr hauptsächlich negativ besetzt oder etwas, das man tun musste oder nur der reichen adeligen Schicht vorbehalten war. Wer es sich leisten konnte und Interesse dazu verspürte, konnte sich aufmachen und die Welt erforschen. Die Grenzen der früheren Jahrhunderte waren gefallen.

Nicht vernachlässigen darf man jedoch die Perspektive, dass nicht nur die Touristen (oder „Reisenden“) auf die eine oder andere Weise Gewinne zu verbuchen hatten – auch die bereisten Länder selbst profitierten vom ansteigenden Tourismus. Souvenirs wurden hergestellt und verkauft, die Betreiber von Hotels und Pensionen verbuchten Gewinne, Restaurantbesitzer versorgten eine immer größere Menge an Fremden, die in die jeweiligen Orte kamen, um Landschaft und Sehenswürdigkeiten zu begutachten, dabei aber auch entsprechend verköstigt werden wollten.

In *The Impact of Italy: The Grand Tour and Beyond* schreibt Ilaria Bignamini in ihrem Aufsatz *The Italians as spectators and actors: The Grand Tour reflected: „Gradenigo and Bella [zwei Maler, deren Werke sie erwähnt und diskutiert] remind us that, in the Golden Age of the Grand Tour, Venice identified itself with tourism and with the spectacular festivals organized by the Venetian Government in honour of royal and other important travellers. In an age of booming tourism, these festivals attracted huge crowds of tourists, who converged on Venice from all over Italy and Europe. These festivals became very important for the economy of Venice.“*⁷

Touristen, die ihre Heimat verließen, um andere Länder zu bereisen, leisteten also auch einen wesentlichen Beitrag dazu, die Wirtschaft der Gastländer zu stärken – eine Tatsache, die man, vor allem in den frühen Zeiten der Grand Tour, den Reisenden oft zum Vorwurf gemacht hat. Letztendlich haben diese allerdings tatsächlich dazu beigetragen, anderswo Arbeitsplätze zu schaffen und Menschen, die sonst in Armut gelebt hätten, mit einem teilweise durchaus geregelten Einkommen zu versorgen. Etwas, das in einer Welt, die schon im 19. Jahrhundert spürbar enger zusammenrückte, bereits durchaus positiv zu werten war.

⁷ *The Impact of Italy: The Grand Tour and Beyond*, edited by Clare Hornsby, London, The British School at Rome, 2000, Seite 32.

2.1.2. Die Grand Tour

Beschäftigt man sich mit dem genauen Zeitpunkt, zu dem die Grand Tour in Europa modern geworden ist, so findet man bei Michael Brennan in *The Origins of the Grand Tour* Folgendes: *“While for centuries Englishmen had travelled on the continent for a wide variety of religious, diplomatic, military, and mercantile reasons, the history of English exploration of Western Europe for specifically educational and cultural purposes begins in earnest during the reign of King Edward VI (1547 – 53).”*⁸

Tatsächlich begann die Ära der Grand Tour – oder “Kavalierstour” - also schon sehr früh, und sie wird in hohem Maße mit jungen englischen Gentlemen in Verbindung gebracht, die vom Britischen Königreich aus nach Europa aufbrachen. Doch das heißt nicht, dass es sich bei den Reisenden auf der Grand Tour ausschließlich um junge Briten handelte. In Wirklichkeit gönnten sich viele junge Adelige aus allen europäischen Ländern den Luxus, Kavalierstouren in verschiedene Bereiche Europas zu unternehmen.

Es liegt klar auf der Hand, dass es sich damals nur begüterte Familien leisten konnten, ihre Söhne (denn ursprünglich war die Kavalierstour den Söhnen vorbehalten) auf die große Reise zu schicken. Transport, Aufenthalt und Wissenserwerb im Ausland – all dies kostete viel Geld, Massentourismus, wie wir ihn heute kennen, gab es noch nicht, und die Standards einer solchen Reise waren gänzlich andere. Beispielsweise dauerte der Aufenthalt in den fremden Ländern manchmal bis zu mehrere Jahre (ganz im Gegensatz zu unseren heute üblichen Ferien“- und „Urlaubsreisen“, die sich, was die Länge betrifft, an die zeitlichen Möglichkeiten berufstätiger Personen angepasst haben) und ermöglichte es den Reisenden, auf sehr gründliche Weise *„fremde Sitten, Gesetze, Regierungsformen und moderne Sprachen kennenzulernen sowie wichtige Kontakte zu knüpfen.“*⁹

Die Fortbewegung erfolgte zumeist mit der Kutsche, das Straßennetz war teilweise in einem schlechten Zustand, und mitunter erforderte es große Mühen, von einem Ort zum nächsten zu gelangen. Distanzen, die wir heute mittels Auto oder Flugzeug in wenigen Stunden überwinden, waren damals oft Strecken, die viele Tagesreisen erforderten. Auch mangelnde Hygiene vor Ort, ungewohntes Essen und fremde Bräuche setzten den „Pionieren“ der Grand Tour zusätzlich sehr zu.

⁸ Michael G. Brennan (Editor): *The origins of the grand tour*, London, The Hakluyt Society, 2004, Seite 9.

⁹ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 60.

Dennoch kam das Reisen in Mode, nicht zuletzt weil es den Charakter stärken und die Persönlichkeit der jungen Adligen, zusätzlich zu der bereits „daheim“ erhaltenen Ausbildung, formen sollte. „Die frühe Neuzeit“, so reflektiert Korte, „ist nicht nur die Zeit der großen Entdeckungsreisen, sondern auch der humanistischen Bildungsreform. Die Reise rückt nun in den Kontext der Bildung und Erziehung – ein bis dahin außerhalb der Gelehrtenreisen zu den europäischen Universitäten nicht explizit formulierter Reisezweck. Als „bildend“ gilt insbesondere ein Typ des Reisens: die institutionalisierte Grand Tour durch bestimmte Länder des europäischen Kontinents, an erster Stelle Frankreich und Italien, aber auch Deutschland, Holland und die Schweiz.“¹⁰

Die Standards der Reise wurden dafür schon sehr früh festgelegt. *“During the first decade of the seventeenth century, the educational efficacy of continental travel for young Englishmen with high ambitions for public and diplomatic service in later life was firmly established in ways which would remain valid for the next two hundred years.”*¹¹

Viele der wichtigen Politiker und Wissenschaftler der damaligen Zeit haben Europa zu Bildungszwecken bereist, es schien damals – wie heute – wichtig, durch längere Abwesenheit von daheim, durch das Studium fremder Kunst, Architektur, Landschaft, Gesellschaft etc. den eigenen Horizont zu erweitern und das durch die Reise angehäuften Wissen mit nach Hause zu bringen, wo es im eigenen Dienst am und im Staat einfließen konnte. Dieser Aspekt war vor allem in den frühen Zeiten der Grand Tour ein sehr wesentlicher. *„Die Grand Tour sollte die allgemeine Bildung der Persönlichkeit und die Sozialisation abschließen; sie diente in ihren Anfängen ganz konkret auch der Ausbildung, nämlich der Vorbereitung auf eine Karriere in politischen und diplomatischen Ämtern, da eine adäquate Ausbildung für solche Ämter in der Heimat zunächst nicht zu erwerben war.“*¹²

Und selbstverständlich handelte sich bei den Reisenden der Grand Tour zunächst meist nicht nur um die Abkömmlinge reicher, adeliger Familien, sondern auch solcher Familien, die sich zusätzlich bereits auf politischem oder diplomatischem Gebiet einen Namen gemacht hatten.

¹⁰ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 59.

¹¹ Michael G. Brennan (Editor): *The origins of the grand tour*, London, The Hakluyt Society, 2004, Seite 19.

¹² Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 60.

Frequently (and unsurprisingly given the high costs involved in sending a young man abroad to study), the kind of ambitious, career-focused young English scholar who made his way to Paris, Strasbourg or Padua was often from a family which was already heavily involved in either public service or diplomacy (or both).¹³

Der Dienst am Vaterland stand also lange Zeit im Vordergrund der Grand Tour, es war auch die Rechtfertigung der Reisenden hinsichtlich des Vorwurfes, viel Geld, das ansonsten im eigenen Land investiert worden wäre, im Ausland auszugeben, wo es der heimischen Volkswirtschaft nicht zugutekommen konnte. Dieses Argument war damals ein sehr häufiges, die jeweiligen Volkswirtschaften waren noch weit davon entfernt, so verflochten zu sein wie heute, und jedes Land war bestrebt, die Dinge, die zur Deckung der Bedürfnisse des täglichen Lebens der Bevölkerung benötigt wurden, so gut wie möglich selbst zu produzieren. Der Geldfluß ins Ausland, der durch die zunehmende Anzahl der Reisenden produziert wurde, war durchaus bedeutend und „fehlte“ der eigenen Wirtschaft zunächst. Daher, um die teuren und lange dauernden Reisen zu rechtfertigen, argumentierte man gerne damit, dass das Wissen und die Erfahrung, die die jungen Adelligen im Ausland machten, letztendlich wieder dem eigenen Land zufließen würden, da die gut ausgebildeten und weltgewandten jungen Männer, die aus dem Ausland zurückkehrten, zukünftig bessere Beamte und Staatsmänner sein würden.

Mit der Zeit nahm die Wichtigkeit des Reisens „für den Staat“ schließlich jedoch ab, die Tour wurde im Sinne einer geschmacksbildenden Funktion immer wesentlicher. (Und sie sollte den jungen adeligen Gentlemen – denn die Grand Tour war schwerpunktmäßig zumeist männlich dominiert – auch Gelegenheit geben, sich fern von der Heimat mit belanglosen Liebschaften „die Hörner abzustoßen“. Etwas, das daheim undenkbar und natürlich kein offizieller Anlass zur Grand Tour gewesen wäre. Moralische Aspekte sollen hier in weiterer Folge beiseitegelassen werden, obwohl es sie zweifellos gibt, und obwohl sie absolut diskussionswürdig wären.)

Im 19. Jahrhundert hatte Europa sich massiv verändert, zunächst hatte man gemeinsam vor Napoleon gezittert, ihn dann niedergedrungen. Doch durch den bekannten und damals so sehr gefürchteten Korsen war der „alte Kontinent“ moderner geworden.

¹³ Michael G. Brennan (Editor): *The origins of the grand tour*, London, The Hakluyt Society, 2004, Seite 11.

Nach den napoleonischen Kriegen und der britischen Kontinentalsperre, die der Grand Tour der Engländer ein vorläufiges Ende bereiteten, wurde das Reisen leichter, preiswerter und sicherer, z.B. dank eines dichten europäischen Postkutschennetzes. Die Folge war eine vehemente Steigerung der Reisetätigkeit, jetzt auch auf bürgerlicher Seite. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts machten sich auch immer mehr Frauen auf die continental tour, wenn meist auch in Begleitung von Familie und Ehemännern. „Bildung“ war jetzt in vielen Fällen nicht mehr der hauptsächliche Reisegrund; die Grand Tour in ihrer „klassischen Form“ ging in den Tourmismus moderner Prägung über.¹⁴

Die Gründe, aufgrund derer gereist wurde, änderten sich immer mehr. „Der Dienst am Staat“ war längst kein Thema mehr, die Gründe, die vormals für die Grand Tour gegolten hatten, mussten überarbeitet werden. Oder wie James Buzard in *The beaten track* schreibt: *“Recourse to older accounts and justifications for travel abroad was an obvious option for those who wanted to comprehend the new situation; but could such explanations, offered in the days of the privileged Grand Tour, be of much use under the new conditions of nineteenth-century tourism?”*¹⁵

Im 19. Jahrhundert hatte sich viel verändert, die Ziele der Grand Tour waren ebenfalls nichtmehr dieselben wie vor 300 Jahren. War das Reisen noch bis ins 18. Jahrhundert hinein hauptsächlich “eine Angelegenheit” der reichen und privilegierten Klasse, konnte sich im 19. Jahrhundert auch das Bürgertum einen Aufenthalt im Ausland leisten, Thomas Cook und ähnliche Unternehmer sorgten dafür. Was also war es, das die Menschen ins Ausland zog?

Es scheint, dass – auch wenn es sich im 19. Jahrhundert um die Pionierzeiten des heutigen Massentourismus handelte – die damaligen Gründe des Reisens sich gar nicht so sehr von den heutigen unterschieden. Damals wie heute ging und geht es um eine Erweiterung des persönlichen Horizontes, um den Erwerb von Wissen, es ging und geht darum, Neues kennenzulernen und daheim “davon zu erzählen”, manchmal ist es auch eine Flucht vor Problemen, die momentan unüberwindbar scheinen. Beispielsweise Samuel Rogers beschrieb das Reisen als “medicine for the troubled mind”, eine Medizin, die man allen Menschen

¹⁴ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 61.

¹⁵ Buzard, James; *The beaten track – European tourism, literature, and the way to culture, 1800 – 1918*, Oxford, Clarendon Press, 1993, Seite 97.

verschreiben könne. Reisen schien damals Abstand von daheim, dem Alltag und den manchmal mit dem Alltag verbundenen Sorgen zu bedeuten – und diese Einstellung hat sich bis heute nicht geändert.

Clare Hornsby kommt dazu in ihrem Essay *Introduction, or why travel* aus *The Impact of Italy – The Grand Tour and beyond* zu folgendem Schluss: “*To my own question in the title of this introduction – why travel? – there are, of course, too many answers. Perhaps at the time of the Grand Tour, as now, travel consisted in going, hoping to find one’s preconceived opinions about a place, people or a culture challenged, and instead often finding them confirmed – and being pleased about it.*”¹⁶

Etwas, das ebenfalls über viele Jahrhunderte hinweg gleich geblieben ist, ist die privilegierte Stellung Italiens – einerseits als eines der bevorzugten Länder der Grand Tour, andererseits als eines der liebsten Reiseländer heutiger (mitteleuropäischer und vieler anderer) Touristen. Warum dies so sein könnte, soll im nächsten Abschnitt kurz beleuchtet werden.

2.1.3. Italien als bevorzugtes Reiseland

Über viele Jahrhunderte hinweg war Italien ein bevorzugtes Reiseland vieler Europäer und ist es bis heute geblieben. Es war ein wesentlicher Bestandteil der Grand Tour, neben anderen Ländern (wie beispielsweise Holland) eine der wichtigsten Etappen auf dem Weg zur gebildeten und weltgewandten Persönlichkeit. In *The Origins of the Grand Tour* schreibt Michael G. Brennan: “*Italy, with its disparate assembly of aristocratic and republican city-states, began to exert a powerful hold over the minds of the English ruling classes; and its unique geographical identity as the motherland of the new humanist learning and the enduring focus of ancient imperial civilization, rendered it of central importance to scholars and statesmen alike.*”¹⁷ Doch nicht nur die Briten sahen Italien als wichtiges Reiseland an; egal, aus welchem Land die Reisenden der Grand Tour und danach auch kamen, für viele von ihnen war Italien gleichzusetzen mit dem mythischen Arkadien, einem Land, an welches man mit besonderer Sehnsucht dachte und auch besuchen wollte. Gründe dafür gab es viele.

Zunächst war (und natürlich ist) Italien mit seiner geografischen Position im Süden Europas klimatisch begünstigt. Für eine ganze Reihe von Nationen, die üblicher Weise an kühles und

¹⁶ *The Impact of Italy: The Grand Tour and Beyond*, edited by Clare Hornsby, London, The British School at Rome, 2000, Seite 25.

¹⁷ Michael G. Brennan (Editor): *The origins of the grand tour*, London, The Hakluyt Society, 2004, Seite 9.

trübes Wetter gewöhnt waren, wie beispielsweise die Briten, oder gar die Europäer aus dem Hohen Norden (wie Dänemark), aber sogar für Menschen aus dem Norden Deutschlands, mag Italien mit seinem milden, teilweise sogar heißen Klima (denkt man an das sehr südliche Sizilien, oder sogar “nur” an die heißen Sommer des weiter nördlich liegenden Rom) als gastfreundliches, fruchtbares Land gegolten haben.

“*Auch ich in Arkadien.*” Dieses Motto stellt Goethe seiner *Italienische Reise* voran, und es beschreibt sehr genau das Gefühl, das die Reisenden des 19. Jahrhunderts mit Italien verbanden. Die negativen Vibrationen, die in der eigentlich zugrunde liegenden lateinischen Phrase “*Et in Arcadia Ego*” mitschwingen (die damit zusammenhängen, dass auch der Tod selbst sich im paradiesischen Arkadien aufhält, aber auch Reminiszenzen an “*Memento mori*” sind vorhanden), spielen im Arkadien-Gefühl des 19. Jahrhunderts kaum eine Rolle. Denkt man in der Romantik an Italien, so beschäftigt man sich mit Kontrasten.

“Nord versus Süd”, “Kalt versus Warm”, “Protestantismus versus Katholizismus” spielen eine große Rolle. Der Norden Europas, zu dem sich hier zweifellos auch Deutschland und das Vereinigte Königreich zählen, gilt als vernunftgesteuert, rational und kalt (sowohl was das Klima, als auch die Gefühle betrifft). Die Winter sind hart, die Flora daran angepasst. Doch in Italien pulsiert das Leben, sind die Menschen heiter und emotional und der Pflanzenwuchs, die Ernten üppig.

“*Über die Alpen kommt man in ein Land, wo der Winter wie ein schöner Herbsttag des Nordens ist, so wenigstens war es für mich gewesen*”, schreibt H.C. Andersen in *Eines Dichters Basar*, als er im Rahmen seiner größten Reise, die ihn unter anderem bis nach Zypern und weiter in den Orient führte, nach Italien zurückkehrte.¹⁸ Für ihn, den klassischen Nordländer, war selbst der italienische Winter farbenfroh und einladend. So berichtet er in *Eines Dichters Basar* über einen kurzen Aufenthalt in den Apeninnen: “*Es war Mitte Dezember, alles trug den Charakter von Spätherbst. Das Weinlaub war rot, die Laubbäume gelb, nur die Lorbeerhecken waren grün wie immer, und Pinien und Zypressen zeigten stolz ihre ganze Pracht. Langsam fuhren wir bergauf, immer bergauf; Girlanden von Weinlaub hingen über den geborstenen Mauern, Scharen von schönen Ochsen kamen uns entgegen, die als Gespanne gedient hatten, die sinkende Sonne ließ ihre blanken weißen Flanken rötlich*

¹⁸ Andersen, Hans Christian; *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 55.

schimmern.”¹⁹ Liest man Andersens Beschreibung, so gewinnt man fast unwillkürlich den Eindruck eines Landes, das sich zwar, wenn man den Kalender betrachtet, rein theoretisch im Winter befindet, allerdings immer noch grün, gastfreundlich und mit warmer Sonne seine Gäste empfängt.

Natürlich sind gerade der Kunstgenuss und der Besuch vieler antiker Stätten ein wesentlicher Ansporn, nach Italien zu reisen. Ein besonderer Fokus lag ab dem späteren 18. Jahrhundert auf Sizilien. *“Reisen nach Sizilien waren in der älteren Zeit selten; erst durch die Beschreibung des Baron von Riedesel (1771) wurde die Insel zu einem attraktiven Ziel; die Auseinandersetzung mit den Baudenkmalern verschiedener Epochen eröffnete der Kunstbetrachtung und dem Verständnis der alten und mittleren Geschichte später neue Möglichkeiten.”*²⁰

Selbstverständlich galt und gilt Italien über lange Zeit hinweg als eines der wichtigsten kunstschaftenden Länder. Malerei und Bildhauerei hatten eine jahrhundertealte Tradition, es war das Land, dem zahllose berühmte Künstler entstammten, und natürlich waren viele seiner Städte ganz besonders bekannt für die Meisterwerke, die man dort besuchen und betrachten konnte. Rom, Venedig, Florenz, und viele andere mehr waren Städte, die man ganz typischerweise – wenn schon nicht als Hauptgrund, dann doch jedenfalls als ein sehr wichtiger Grund – deshalb besuchte, weil man die unzähligen Kunstwerke, die man aus vielen Publikationen bereits kannte, einmal selbst sehen wollte.

*Italien war schon seit dem 16., ja, 15. Jahrhundert das Mutterland der Künste gewesen: der Musik, der Malerei, der Plastik und der Architektur. Der europäische Kulturzusammenhang hat in Italien sein Zentrum: ohne Italien keine Kunst. Reinen Geschmack, das galt in ganz Europa fraglich bis in späte 19. Jahrhundert (mit wenigen markanten Ausnahmen) , gab es nur in der klaren Luft des Südens, in den reinen Proportionen italienischer Form, im Rückbezug auf die Antike.*²¹

Und natürlich fand man auch bald einen Grund, ein klimatisch angenehmes Land wie Italien der Gesundheit wegen zu bereisen.

¹⁹ Andersen, Hans Christian; *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 62.

²⁰ Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991; Seite 223.

²¹ Ebendort, 1991; Seite 227.²¹

Nach Italien lockten allerdings nicht nur Altertum, Bildung oder Religion, sondern auch das Klima und die heilkräftigen Quellen. Manchmal ließ sich auch das eine mit dem anderen sehr direkt verbinden: im 16. Jahrhundert sorgte Michel de Montaigne in Loreto für sein seelisches, in den Bädern bei Lucca für sein körperliches Heil. Im 19. Jahrhundert wurden Bade- und Erholungsreisen in den Süden weithin üblich; neben berühmten Namen wie Heine und Nietzsche müßte man unzählige unberühmte nennen.²²

Am Beginn der Italienreisen stand zweifellos die Pilgerreise zu einigen der heiligsten Stätten des Katholizismus. Doch danach gab es sehr bald viele weitere Gründe, jenes Land aufzusuchen, das im relativ warmen Süden Europas lag. Kein Grund, keine Motivation scheint dabei ausschließlich einer bestimmten Periode vorbehalten.

Die meisten mittelalterlichen Italienreisenden waren Gläubige, die zu den Gnadenstätten der Heiligen Stadt Rom pilgerten. Das Gros der Italienreisenden des 19. und 20. Jahrhunderts suchte (und sucht) den Süden im Allgemeinen und die Kunstdenkmäler der italienischen Städte im Besonderen; es erwartete historische Erbauung und ästhetischen Genuß. Die Reisemotivation änderte sich in diesem Zeitraum fundamental. Und doch gilt es, sich die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen bewußt zu halten: Auch im 20. Jahrhundert halten Katholiken noch Wallfahrten nach Rom ab. Und auch am Ende des Mittelalters waren nicht alle Reisenden aus religiösen Gründen unterwegs: Johannes Reuchlin vervollkommnete in Rom seine griechischen und hebräischen Sprachkenntnisse, während Konrad Peutinger antike Inschriften studierte; Dürer reiste der Kunst wegen nach Venedig und Konrad Celtis der Wissenschaften wegen zu den berühmten Universitäten Oberitaliens. Doch am Anfang steht die religiöse Motivation.²³

Italien hat es geschafft, bis heute ein beliebtes und vielbesuchtes Reiseland nicht nur der Europäer sondern vieler interessierten Touristen aus aller Herren Länder zu bleiben, nicht zuletzt aufgrund des Kontrasts, den eine Italienreise damals wie heute zu unserem alltäglichen Leben bildet. .

²² Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), "Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus", München, Verlag C.H. Beck, 1991., Seite 225.

²³ Ebendort; Seite 220.

2.1.4. Zum politischen Hintergrund Italiens im 19. Jahrhundert

Könnte der italieninteressierte Reisende des frühen 21. Jahrhunderts die Uhr zurückdrehen und das Italien des 19. Jahrhunderts besuchen, so böte sich ihm ein völlig anderes Bild als das der Republik Italien, an welches wir heute gewöhnt sind.

Bis zur Gründung des italienischen Nationalstaates war das Habsburgerreich Österreich-Ungarn die fast unumstrittene Hegemonialmacht im Lande, Italien selbst bestand aus eigenstaatlichen Fürstentümern und Regionen. „*Es war das Schicksal Italiens, dass seit dem Untergang des Römerreichs keine einheimische Herrschaft mehr die Bewohner der Halbinsel im einheitlichen Staate zusammenfassen vermochte. Das Land, dessen Hauptstadt die Welt erobert hatte, lag fortan jeder fremden Eroberung offen, da keine politische Gewalt aus ihm selbst sich gestaltete, die es einigen und schützen konnte.*“²⁴ Doch begann sich bereits recht früh im 19. Jahrhundert Widerstand gegen das Habsburgerreich zu bilden. „*Und schließlich trat solcher Widerstand zutage in der neapolitanischen Revolution von 1820/21 und im piemontesischen Umsturzversuch 1821. Beide wurden durch die militärische Intervention Österreichs beendet, durch das Eingreifen der fremden, deutschen habsburgischen Hegemonialmacht aufgrund ihres Lombardo-Venezianischen Königreichs und der dynastischen Verbundenheit mit mehreren mittelitalienischen Fürsten.*“²⁵ Dennoch wurde der moderne Nationalgedanke auch in den darauffolgenden Jahren weitergeführt.

Man kennt diese Epoche unter dem Namen „Risorgimento“. „*The term has traditionally been used to designate the period from 1815 to 1870, the years leading up to the constitution of a unified nation-state with its capital at Rome.*“²⁶ 1861 wurde das Königreich Italien gegründet, mit der Proklamation des Königs von Sardinien zum König von Italien. Immerhin war Sardinien bis zum damaligen Zeitpunkt der einzige italienische Staat mit einer einheimischen Dynastie geblieben, während in den anderen Staaten die wichtigsten Einflüsse hauptsächlich von Österreich-Ungarn aber auch von Frankreich ausgingen.

Am 26.1.1871 wurde Rom schließlich anstatt Florenz die neue Hauptstadt Italiens. Rom stellte für die Staatsgründer mehr als eine geeignete Hauptstadt dar, sie verband auch verschiedene Ideen miteinander: die Ideen der nationalen Einigung und der Gemeinsamkeit, der Integration und der gemeinsamen Religion. Die „Romidee“ sollte die bis vor kurzem noch

²⁴ Sternfeld, Richard; *Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert*, Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder Verlag, 1920, Seite 5.

²⁵ Altgeld, Wolfgang; Lill, Rudolf (Herausgeber); *Kleine italienische Geschichte*, Stuttgart, Philipp Reclam jun., 2007, Seite 257.

²⁶ Ascoli, Albert Russel; Henneberg, Krystyna von; *Making and remaking Italy – the cultivation of National Identity around the Risorgimento*, Oxford – New York, Berg, 2001, Seite 6.

unabhängigen Staaten dazu bringen, rascher ein gemeinsames Nationalbewußtsein zu entwickeln, da Rom bereits seit vielen Jahrhunderten in den Herzen der Italiener eine Art gemeinsames Zentrum gewesen war.²⁷

Natürlich gab es diesbezüglich Differenzen mit dem Heiligen Stuhl, welcher den Verlust seines Kirchenstaats als Raub ansah und Widerstand ausübte. „Zudem brachte die Eroberung Roms neue Belastungen, verbot doch der sich als Gefangener im Vatikan betrachtende Papst den Gläubigen die aktive Teilnahme am politischen Leben der Nation und verhinderte damit auf Jahrzehnte hinaus eine katholische Interessenvertretung im Parlament.“²⁸ Mit einem Garantiesetz vom 13. Mai 1871 wurde dem Papst schließlich die freie Verfügung über den Vatikan, den Lateran und den Ort Castel Gandolfo am Albanersee zugestanden. Zwar war der Status von Vatikanstadt jahrzehntelang ungeklärt, doch mit den Lateranverträgen von 1929 wurde er schließlich wieder als souveräner Staat festgeschrieben.

2.2. Reiseberichte

Im 19. Jahrhundert fand in Europa eine Intensivierung des Reisens statt, immer breitere Bevölkerungsgruppen konnten es sich leisten, das jeweilige Heimatland zu verlassen und fremde Länder zu besuchen. Dabei erforschte man sowohl den europäischen Kontinent, aber man ging auch darüber hinaus, schiffte sich auf andere Kontinente ein, hoffte darauf, das Neue und Unbekannte, den geheimnisvollen „first contact“ zu erleben.

Aber natürlich gab es immer noch sehr viele Menschen, für die eine Reise nicht erschwinglich war, die aber dennoch gerne davon hören wollten. Auf diese Art kam der Reisebericht verstärkt „in Mode“, denn es war eine Möglichkeit, den Daheimgebliebenen (und das mussten nicht nur die eigenen Familienmitglieder und Bekannten sein, sondern durchaus ein immer größeres nationales, in vielen Fällen sogar internationales Publikum) von der eigenen Reise und den dabei gemachten Eindrücken zu berichten. Auf diese Weise konnten Reisen nicht nur dem daheim gebliebenen Publikum näher gebracht, sondern sogar finanziert werden.

Es entstand eine enge Verbindung zwischen Reisen und Schreiben. Das Reisen hatte einen großen ökonomischen Wert, aber man reiste auch, um darüber schreiben zu können – was offenbar automatisch den „Wert“ der Reise zu rechtfertigen schien. Das Schreiben diente der

²⁷ Chabot, Federico; *Italien – Europa, Studien zur Geschichte Italiens im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen, Vandenhoeck&Ruprecht, 1962.

²⁸ Reinhardt, Volker; *Geschichte Italiens*, München, C.H.Beck, 2011, Seite 108.

Reflektion, schaffte eine gewisse Distanz zu dem Ort, an dem man sich befand, und gab den jeweiligen Schriftstellern und Schriftstellerinnen die Möglichkeit, das Erlebte – vielleicht abends, im Zelt oder im Hotelzimmer – entsprechend zu verarbeiten.

Die unmittelbaren ersten Eindrücke wurden in Tagebüchern niedergeschrieben, aber auch Briefe an daheim oder erste Postkartengrüße waren ein wichtiges – zunächst privates – Medium, die gemachten Erlebnisse unmittelbar niederzuschreiben. Auch Briefe waren sehr wichtig, in der Fremde die Verbindung mit den Lieben daheim nicht zu verlieren, und die Verwandten zu Hause gleichzeitig an der Reise teilhaben zu lassen. Weiters war es aber auch ein Mittel, das gerne angewandt wurde, um letztendlich eine konkrete Widergabe der Reise im erst später niedergeschriebenen Reisebericht zu ermöglichen. Eindrücke wurden zunächst in Briefen niedergeschrieben, und die Briefe wurden teilweise tatsächlich abgeschickt, manchmal waren sie auch nur rein fiktiv die Verbindung mit daheim – doch später, wenn der oder die Reisende sich daran machte, alles für eine baldige Veröffentlichung niederzuschreiben, konnten diese Briefe – gemeinsam mit entsprechenden Tagebucheintragungen - hergenommen werden und brachten die klare und unmittelbare Erinnerung an das Erlebte zurück.

Der Gegenstand des Reiseberichts, seine Welthaltigkeit im wörtlichsten Sinne, ist sicherlich für die große Beliebtheit der Gattung mitverantwortlich. Zwar wurden für bestimmte Typen der Reise Anleitungen formuliert, worauf Reisende ihr besonderes Augenmerk richten und was sie ergo auch in ihren Texten wiedergeben sollten; daneben gibt es aber zahlreiche Reiseberichte die durch solche Restriktionen nicht betroffen sind und davon zeugen, dass die Gattung in besonderer Weise die Möglichkeit hat, unterschiedlichste Beobachtungen, Erfahrungen und Reflexionen in einem Text nebeneinanderzustellen. Nicht zufällig stößt man in der Literatur zum Reisebericht wiederholt auf den Begriff des „omnium-gatherum“, des Sammelsuriums, in das potentiell alles einfließen kann, das einem Reisenden mitteilenswert erscheint.²⁹

Dies schreibt Barbara Korte in ihrem Werk *Der englische Reisebericht – von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, während sie versucht, ihrer Leserschaft den Gegenstand und die Funktion des Reiseberichts deutlich zu machen.

²⁹ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 9.

Dies ist allerdings gar nicht so einfach, da der Reisebericht einerseits laut Korte eine sehr „zugängliche“ Textsorte ist, andererseits aber gar nicht so eindeutig definiert werden kann, da es sehr verschiedene Möglichkeiten gibt, über das Reisen zu schreiben. Oft beinhaltet der Reisebericht Ratschläge für die zukünftigen Personen, die die beschriebenen Orte besuchen wollen, er beschreibt Sehenswürdigkeiten, und er reflektiert auch persönliche Impressionen. Manchmal kann er dem Stil des Romans nahe sein, manchmal stellt er sich als eher der Sachprosa zugehörig dar. Eines scheint jedoch wesentlich zu sein: Der Reisebericht *erzählt* von einer Reise, er ist, auf die eine oder andere Weise, ein *narrativer* Text – egal, ob er von einer tatsächlich stattgefundenen oder einer rein fiktionalen Reise berichtet. Als Beispiel sei hier der bekannte Schriftsteller Jules Vernes genannt, der im 19. Jahrhundert in seiner *Reise um die Erde in 80 Tagen* äußerst gekonnt damit spielt, dass ein Reisebericht bei der Leserschaft großen Erfolg hervorrufen kann – auch wenn die Reise in Wahrheit nie stattgefunden hat. Zahllose Leserinnen und Leser verfolgen bis heute mit großer Spannung die Erlebnisse des Phileas Fogg, der mit den Mitgliedern des Reform Club in London wettet, dass es ihm gelingen werde, in nur 80 Tagen einmal den kompletten Erdball zu umrunden.³⁰

Aber etwas Weiteres scheint klar: Ein Reisebericht verrät nicht nur etwas über das durchreiste Land, sondern immer auch etwas über die Person, die die Reise unternimmt. Oder, wie Korte es ausdrückt:

Wie kaum eine andere Textart ist der Reisebericht durch die Begegnung eines Subjekts mit der Welt definiert, wobei diese Welt in fremden Ländern ebenso wie im eigenen Land bestehen kann. Reiseberichte geben hermeneutische Prozesse wieder, Prozesse des Verstehens oder auch des Nichtverstehens von Kultur(en), die nicht nur ihre Verfasser bei der Reise und später bei der Berichterstattung durchlaufen, sondern auch ihre Leser bei der Lektüre. Dabei verraten Reiseberichte nie allein etwas über die durchreiste Welt, sondern immer auch etwas über das reisende Ich. Sie gewähren Einblicke in die kulturspezifischen und persönlichen Denk- und Wahrnehmungsweisen, die jeder Reisende an die bereisten Gegenden heranträgt.³¹

Und in *The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers – An annotated Anthology* erklärt uns Manfred Pfister, dass der Eindruck, den ein Land auf seine Besucher macht, sogar

³⁰ Vernes, Jules; *In achtzig Tagen um die Welt*, Wien, Buchgemeinschaft Donauland, 1959.

³¹ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 9.

zumindest zur Hälfte vom Besucher selbst konstruiert ist. Das entsprechende Konstrukt ist abhängig von individuellem Charakter, Temperament und Sichtweise, es ist aber auch geformt vom nationalen Hintergrund des Besuchers. Eine Kultur, und somit auch der Vertreter oder die Vertreterin einer Kultur, definiert sich dadurch, dass sie sich von anderen Kulturen abhebt, sich mit anderen Kulturen vergleicht und das “Andere” der anderen Kultur hervorhebt.³² Befasst man sich kritisch mit Pfisters Aussagen, so wird man rasch feststellen, dass durch diese Sichtweise relativ problemlos der unterschiedliche Stil von Reiseberichten erklärt wird. Nur so ist es möglich, im gleichen Genre Werke wie *Pictures from Italy* (von Charles Dickens), aber gleichzeitig auch *Reise um die Erde in 80 Tagen* (von Jules Verne), sogar *Die Ringe des Saturn* (von W.G. Sebald) zu schaffen.³³

Blicken wir in der Geschichte zurück, so stellen wir fest, dass Dokumente über das Reisen schon seit vielen Jahrhunderten verfasst werden. Schon in der Antike gab es dementsprechende Aufzeichnungen, besonders im Spätmittelalter erleben sie jedoch eine erste Blüte. Hier sind natürlich vor allem die Pilgerführer und Pilgerberichte, sowie die diversen Kreuzfahrtschilderungen hervorzuheben. Reisen wurden damals sehr oft aus religiösen Motiven unternommen, und die jeweiligen Verfasser (hier handelte es sich tatsächlich meist um Männer) sollten sich “bescheiden” geben, daher ist es heutzutage schwierig, den spätmittelalterlichen Reiseberichten subjective Informationen zu entnehmen. Die Reisenden gaben als Motivation oft an, “auf Christi Spuren wandeln zu wollen” oder aber auch “für jene zu schreiben, die eine solche Reise selbst nicht antreten” konnten. Natürlich beinhalteten die Berichte auch Tipps und wesentlich scheinende Informationen für spätere Reisende, wobei es sich um Distanzen, Wetterberichte, Übernachtungsempfehlungen und vieles mehr handeln konnte.³⁴

Diese Pilgerführer oder –berichte leisteten einen erheblichen Anteil daran, dass es schon im Spätmittelalter gelang, das Reisen (zumindest in bestimmte Gebiete und für eine bestimmte Zeit) zu standardisieren und zu erleichtern – ein Trend, der sich durch die Jahrhunderte fortsetzte und schließlich im 19. Jahrhundert durch die Erfindung des Dampfschiffes und der Eisenbahn seinen Höhepunkt erreichte. Nun war der Weg endgültig für den heutigen

³² *The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers – An annotated Anthology*, editiert von Manfred Pfister, Amsterdam – Atlanta, GA, Rodopi, 1996“.

³³ In *Die Ringe des Saturn* wandert ein fiktiver (?) Autor, Sebald selbst (?), durch Südengland. Im Verlauf seiner fiktiven (?) Reise beschreibt er immer wieder die Sehenswürdigkeiten, die er besucht, mäandert allerdings, inspiriert von seinen jeweils kurz dargestellten Erlebnissen, durch eine Reihe von Themen, die nur sehr peripher mit seiner tatsächlichen Reise zu tun haben. Das Werk wirkt eher wie ein Selbstgespräch mit fast willkürlich herangeholten und besprochenen Themen, ist jedoch zweifellos ein Reisebericht.

³⁴ Moor, Silvia, Mitschrift zur Vorlesung *Ältere Deutsche Literatur: Reiseberichte des Spätmittelalters*, Prof. Dr. Leopold Hellmuth, Universität Wien, WiSe 2009.

Massentourismus, oder - positiver konnotiert - für eine breite Reisetätigkeit fast aller europäischen Bevölkerungsschichten frei.

War man im Spätmittelalter hauptsächlich aus religiösen, kriegerischen, kaufmännischen oder diplomatischen Gründen gereist, so hatte sich dies in der frühen Neuzeit massiv geändert, man reiste nun aus Gründen der Bildung und Erziehung. Und natürlich änderte sich auch der Stil der Reiseberichte. Kühle Fakten wurden durch eine Verschiebung hin zum persönlichen Reiseerlebnis, durch ein Einlassen auf das fremde Land, die dort herrschenden Bräuche und lebenden Menschen ersetzt. Erwähnt sei hier natürlich Johann Wolfgang von Goethes *Italienische Reise*, ein Werk, das im deutschen Sprachraum als klassischer Übergang zwischen den beiden Stilarten gilt. So schreibt Johann Wolfgang von Goethe beispielsweise über ein religiöses Fest, welches er in Neapel besuchte:

So war auch heute Fest des heiligen Josephs; er ist der Patron aller Frittaruolen, d. h. Gebäcknesmacher, versteht sich Gebäcknes im gröbsten Sinne. Weil nun immerfort starke Flammen unter schwarzem und siedendem Öl hervorschlagen, so gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deswegen hatten sie gestern abend vor den Häusern mit Gemälden zum besten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, Jüngste Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen standen vor der Türe auf leicht gebauten Herden. Ein Gesell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Kringlen und warf sie in die siedende Fettigkeit. An der Pfanne stand ein dritter, mit einem kleinen Bratspieße, er holte die Kringlen, wie sie gar wurden, heraus, schob sie einem vierten auf ein ander Spießchen, der sie den Umstehenden anbot; die beiden letzten waren junge Burschen mit blonden und lockenreichen Perücken, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beschäftigten, tranken selbst und schrieen, die Ware zu loben; auch die Engel, die Köche, alle schrieen. Das Volk drängte sich herzu; denn alles Gebäckene wird diesen Abend wohlfeiler gegeben und sogar ein Teil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; so geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres, nur die Mannigfaltigkeit von Kleidern, die einem auf der Straße begegnet, die Menge Menschen in der einzigen Straße Toledo!³⁵

³⁵ Goethe, Johann Wolfgang von, *Italienische Reise*, <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3682/36>.

Goethe wertet hier nicht, er beschreibt unvoreingenommen, was er sieht und erfreut sich daran. Sein Stil erinnert hier nicht an eine wissenschaftlich-exakte Auflistung, sondern beschreibt individuell ein sehr persönliches Reiseerlebnis. Doch man findet in Goethes *Italienischer Reise* durchaus auch genau Beschreibendes, sogar Wertendes! Über seinen Besuch von Herculaneum und dem Museum teilt er mit:

Nun durften wir nicht länger säumen, Herculaneum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu sehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Vesuvs liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die sich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, so daß die Gebäude jetzt sechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte sie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerschade, daß die Ausgrabung nicht durch deutsche Bergleute recht planmäßig geschehen; denn gewiß ist bei einem zufällig räuberischen Nachwühlen manches edle Altertum vergeudet worden. Man steigt sechzig Stufen hinunter in eine Gruft, wo man das ehemals unter freiem Himmel stehende Theater bei Fackelschein anstaunt und sich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeschafft worden.³⁶

Und etwas weiter unten beschreibt er genau die Objekte, die es im Museum zu betrachten gibt:

Man sieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichsten Rande, näher beschaut schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so daß jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet. Hohe, schlanke, eiserne Gestelle sind bestimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geistreich gedachten Figuren behängt, welche die Absicht, zu gefallen und zu ergötzen, sobald sie schaukeln und baumeln, sogar übertreffen.³⁷)

Von nun an können Reiseberichte faktisch sein, aber auch sehr persönlich, empfindsam, reflektierend, kritisch – es kommt ausschließlich auf den Verfasser an. (Diese Subjektivität

³⁶ Goethe, Johann Wolfgang von, *Italienische Reise*, <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3682/35>.

³⁷ Ebendort, <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3682/35>.

gilt nicht nur für die Reiseberichte über “freies Reisen”, sondern auch für Berichte über Forschungsreisen. Dies soll hier allerdings nicht näher thematisiert werden.)

Das Interesse an touristischen Reisen – und wenn man diese nicht selbst unternehmen konnte, dann wollte man eben die entsprechenden Reiseberichte dazu lesen – war im 19. Jahrhundert sehr groß. Wir wollen uns hier auf die Werke konzentrieren, die sich auf die Länder der (ehemaligen) Grand Tour beziehen, und folgt man Korte bei ihren Erläuterungen hinsichtlich der Motive des typischen viktorianischen Reisenden, dann scheint es selbigem hauptsächlich darum gegangen zu sein, Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, “deren Gesehen-Haben er in Ansichtspostkarten und später auch eigenhändig angefertigten Fotografien dokumentieren kann”.³⁸ Somit ist es natürlich auch extrem wichtig, in den entsprechenden Reiseberichten die Sehenswürdigkeiten der jeweiligen Länder zu beschreiben.

Länder wie Italien genießen im 19. Jahrhundert zwar durchaus noch einen gewissen exotischen Reiz, sind jedoch schon sehr viel bereist, und demzufolge erscheinen auch extrem viele Reiseberichte über diese Länder. Der Leserschaft Neues zu bieten war deshalb natürlich auch nicht einfach.

Charles Dickens war es beispielsweise durchaus bewusst, dass die diversen Reisebeschreibungen über Italien vermutlich bereits ganze Bibliotheken füllen konnten, als er 1846 sein Werk *Pictures from Italy* publizierte. So schrieb er auch gleich im ersten Kapitel (*The Reader's Passport*):

*There is, probably, not a famous Picture or Statue in all Italy, but could be easily buried under a mountain of printed paper devoted to dissertations on it. I do not, therefore, though an earnest admirer of Painting and Sculpture, expatiate at any length on famous Pictures and Statues. This book is a series of faint reflections – mere shadows in the water – of places to which the imaginations of most people are attracted in a greater or less degree, on which mine had dwelt for years, and which have some interest for all.*³⁹

Es ist also bereits im 19. Jahrhundert sehr wichtig, eigene Akzente zu setzen, die die einzelnen Werke klar voneinander abheben und der Leserschaft nicht nur die entsprechenden Topoi zu bieten, die sie offenbar in der Reiseliteratur erwarteten. (“Differenz”, “Abenteuer”

³⁸ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996, Seite 128.

³⁹ Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, England, Penguin Books Ltd, 1998, Seite 6.

und „Fremdheit“ spielten selbstverständlich nach wie vor eine große Rolle in den Texten. Dadurch wurde Spannung erzeugt und in den Leserinnen und Lesern möglicherweise sogar das Gefühl hervorgerufen, dass es letztendlich vielleicht sogar besser war, daheim geblieben zu sein.) Dennoch: Vor allem in der Welt der Reiseliteratur, die sich mit den im 19. Jahrhundert bereits relativ einfach zu bereisenden Ländern Europas auseinandersetzte, war es wichtig, sich mit dem eigenen Werk so gut wie möglich von anderen Werken zu unterscheiden, die sich mit demselben Land befassten.

Kurz soll hier noch auf das Thema „Von Frauen verfasste Reiseberichte“ eingegangen werden. Natürlich gab es immer reisende Frauen – Konkretes dazu wird im Kapitel „3.5. *Weibliches Reisen*“ betrachtet werden – und natürlich waren Motivation und Umstände der reisenden Frauen oft sehr unterschiedlich, vergleicht man sie mit denen der Männer. Suchen wir nun allerdings nach konkreten Unterschieden zwischen weiblichen und männlichen Texten, so muss klar gesagt werden, dass sich Frauen primär an den gängigen Textmustern männlicher Autoren orientierten, sowie auch ein allgemeines Publikum ansprachen, das eben diese Erwartungen an einen solchen Text hatte. Somit ist es schwierig, auf den ersten Blick „griffige“ Unterschiede auszumachen.

Korte sagt sehr klar: *„Weibliche Subjektivität ist, wie die neuere Frauenforschung betont, nicht nur eine Frage des Geschlechts, sondern ein Konstrukt, in das zahlreiche gesamtkulturelle Faktoren eingehen. So reis(t)en Frauen auch nicht nur als Repräsentantinnen eines Geschlechts, sondern ebenso als Mitglieder ihres gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes.“*⁴⁰ Meinen wir also, tatsächlich wesentliche Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Texten zu finden, so sind diese nach Korte somit das Resultat einer Sozialisierung und nichts Zwingendes und Natürliches.

Auffällig ist, dass viele Frauen, die im 19. Jahrhundert reisten und entsprechende Berichte verfassten, sich in ihren Texten bewusst „klein“ machten, immer wieder darauf hinwiesen, dass ihre Berichte weder literarisch noch wissenschaftlich, sondern nur von „einfachen Hausfrauen“ geschrieben worden seien. Erwähnt sei hier beispielsweise die österreichische Weltreisende Ida Pfeiffer, die als erste Frau zum Ehrenmitglied der „Berliner Ethnographischen Gesellschaft“ ernannt wurde. Sie empfand sich sehr wohl als Wissenschaftlerin, wollte dies jedoch vielmehr durch ihre Texte legitimieren (etwas, was ihr

⁴⁰ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Darmstadt, 1996, Seite 128.

nicht immer gelang). Dennoch folgte auch Ida Pfeiffer der Konvention, sich als “einfache Frau” darzustellen.^{41 42}

Weiters wiesen Frauen, wenn sie in ihren Texten scheinbar komplizierte Themen wie Wirtschaft oder Politik ansprachen, oftmals darauf hin, dass sie bei der Niederschrift auf die Hilfe eines Mannes (Ehegatte, Bruder, Reiseführer) angewiesen gewesen seien, da sie selbst sich mit diesem Thema nicht so sehr beschäftigt hätten, bzw. zu wenig darüber wissen würden. Es scheint, als wäre es jenen Frauen, die selbstständig und unabhängig genug waren, die Welt (oftmals auch alleine) zu bereisen, besonders wichtig gewesen, dennoch ihre Weiblichkeit zu betonen, um die Kritik der Gesellschaft damit zumindest einzugrenzen.

Es gibt allerdings auch einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Reiseliteratur, bedingt durch die gegenseitigen Einschränkungen des Zutritts zu Bereichen, die ausschließlich Mitgliedern des jeweils anderen Geschlechts vorbehalten blieben: Frauen beschäftigten sich deshalb oft vermehrt mit der Situation der weiblichen Einwohner in den bereisten Ländern. (Hier wäre als Beispiel natürlich wieder Ida Pfeiffer zu erwähnen.)

Um es aber letztlich mit Korte zusammenzufassen: *“Das ‘Andere’ weiblicher Reiseberichte erweist sich also in jeder Hinsicht als relativ und verlangt nach einer differenzierten Betrachtung. In vielen Aspekten lassen sich Reiseberichte weiblicher Autoren von den zeitgenössischen Berichten männlicher Autoren nicht abgrenzen.”*⁴³ Und dort, wo man dies doch tun kann, ist es meist von den Verfasserinnen selbst herbeigeführt und auch gewollt.

2.3. Wichtigste Verkehrsmittel und die Entwicklung der Eisenbahn

Die Veränderungen im Reiseverhalten des 19. Jahrhunderts sind sehr eng mit der Revolution der mobilen Technologien verbunden.

Bis etwa zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Reisende hauptsächlich auf das existierende Postkutschennetz angewiesen. Das Straßennetz war besser oder eher schlechter ausgebaut,

⁴¹ Pfeiffer, Ida; *Eine Frau fährt um die Welt*, Promedia Verlag, Wien, 1989.

⁴² Moor, Silvia, Mitschrift zur Vorlesung *Unterwegs. Reisen als soziale Praxis – geschlechtergeschichtliche Perspektiven*, Prof. Dr. Johanna Gehmacher, Universität Wien, SoSe 2011.

⁴³ Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Darmstadt, 1996, Seite 170.

man war extrem abhängig von der Witterung und von der Topologie der Wegstrecke, und auch die Pferde, die die Kutschen zogen, mussten immer wieder entlang der Strecke versorgt und auch ausgetauscht werden, wenn ihre Kräfte erschöpft waren. Alles in allem führte dies dazu, dass Fahrpläne selten genau eingehalten werden konnten, somit auch nicht absehbar und einschätzbar waren, und Reisen sogar über relativ kurze Distanzen oft sehr lange dauerten. (Auf Gefahren in Form von Wegelagerern soll überhaupt erst später näher eingegangen werden.)

Die Dampfkraft ändert schließlich vieles. Zuerst wird sie in der Flussschifffahrt eingesetzt, und besonders in den Vereinigten Staaten dienen schon Ende des 18. Jahrhunderts die River-Steambots dazu, Frachten und Personen flussauf – und flussabwärts zu befördern. Da es in USA kaum Verkehrswege überland aber viele Flüsse gibt, sind die Steamboats ein gewaltiger Fortschritt im Bereich des Personen- und Frachtverkehrs, endlich konnten Fahrpläne eingehalten und Waren relativ günstig befördert werden. In der Hochseeschifffahrt wird im 19. Jahrhundert zunächst noch die Segelschifffahrt ausgebaut, erst mit der Entwicklung der Schiffsschraube und der Erfindung von Stahlschiffkörpern schreitet der Ausbau der dampfbetriebenen Hochseeschifffahrt voran.

Doch die größte Auswirkung für das Reiseverhalten der Menschen des 19. Jahrhunderts hat zweifellos die Dampfmaschine, und ihre Entwicklung und ihr erster Einsatz begann schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts. *“Die erste ökonomische Nutzung der Dampfkraft wird zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Newcomens atmosphärische Dampfmaschine möglich. Die Maschine wird im Kohlerevier um Newcastle eingesetzt, um das Wasser aus den immer tiefer getriebenen Schächten zu pumpen.”*⁴⁴

Hauptmotiv für die Weiterentwicklung der Dampfmaschine war zunächst ausschließlich die Steigerung der industriellen Produktion, in erster Linie der Baumwollindustrie. So war auch das Hauptmotiv für den Bau der ersten Bahnlinie zwischen Manchester und Liverpool ein erhöhtes Verkehrsbedürfnis zwischen dem Baumwoll-Einfuhrhafen und dem Baumwoll-Industriezentrum. Die Dampfmaschine – und mit ihr die Eisenbahn – kannte keine Ermüdung, so wie Pferde und Menschen sie kannten, sie musste nur mit entsprechenden Rohstoffen gespeist werden, und schon arbeitete sie unermüdlich. Zur Zeit der industriellen Revolution, in der Technik eine immer größere Rolle spielte, erhöhte sie die Produktion und damit den

⁴⁴ Schivelbusch, Wolfgang, *Geschichte der Eisenbahnreise - Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 2000, Seite 9.

Gewinn exponentiell, und im Vergleich dazu waren relativ wenige Arbeitskräfte nötig, sie „am laufen“ zu halten.

Und da der Personentransport dem wirtschaftlichen Einsatz von neuen Transportmitteln immer sehr bald folgt, geschah dies auch bei der Eisenbahn. *“Fast zur selben Zeit ließ der englische Ingenieur George Stephenson erstmals Personen mit einer Dampflokomotive befördern. Die Geburtsstunde der Eisenbahnreise hatte geschlagen. Schon wenige Jahrzehnte später veränderte die Fortbewegung auf Schienen das Reiseverhalten von Grund auf. Alle Poesie, aber auch viele Beschwerlichkeiten der Postkutschenreise begannen der Vergangenheit anzugehören.”*⁴⁵ Es gab zahllose Meinungsverschiedenheiten zwischen den Befürwortern der Eisenbahn und den Befürwortern der Postkutsche. Die einen führten die Argumente des “Nie-Müdwerdens” und der Bequemlichkeit der Reise ins Feld, die anderen argumentierten mit der ästhetischen Schönheit des Pferdes und der freundschaftlichen Beziehung zwischen Mensch und Tier, welche mit einer eisernen Maschine niemals möglich sei. Die Argumente beider Parteien mögen ihre Richtigkeit haben, Faktum ist, dass sich letztendlich, wie meist, der Faktor der Wirtschaftlichkeit durchsetzte. Eine Maschine muss kaum betreut und nur selten gewartet werden, sie kann bei Bedarf 24 Stunden täglich im Einsatz sein, und der Gewinn durch Personen- und Lastentransport ist, im Vergleich zur Pferdekutsche, enorm.

Obwohl eine Weiterentwicklung der Eisenbahn mit sehr hohen Investitionskosten verbunden war, wurde diese dennoch sehr bald als Mittel der Integration eines Staates betrachtet. Besonders in den Vereinigten Staaten genoss die Eisenbahn einen extrem hohen Status. Im Gegensatz zu Europa, wo ein Ausbau des Schienennetzes meist als Irritation empfunden wurde und mit einer Verletzung von Eigentümerrechten verbunden war, erschloss sie in den USA Lebensraum und wurde als “Kulturbringerin” gesehen.

Aber auch in Europa gab es bald viele Menschen, die das bequeme Reisen und die Geschwindigkeit, die damit verbunden ist, sehr schätzten. Hans Christian Andersen beispielsweise liebte die Eisenbahn. Unterwegs auf seiner zweiten Italienreise fuhr er mit einer solchen, und zwar auf der Wegstrecke “Magdeburg – Leipzig”.

⁴⁵ Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991; Seite 90.

Doch auch die hohe Geschwindigkeit – und wir sprechen hier von anfänglich etwa 30 Stundenkilometern – war ein Diskussionspunkt zwischen Befürwortern und Gegnern, aber auch die gerade Linie, in der von nun an gereist wurde, war für viele ein Problem. Beispielsweise Heinrich Heine empfand großes “Grauen” bei der Art und Weise, in der die Bahn sich mit hoher Geschwindigkeit und in gerader Linie über die Ebene bewegte, unnötig zu sagen, dass er kein Freund der Eisenbahn war. Die Schrumpfung des Raumes und die Vernichtung der Zwischenräume, die man früher von der Kutsche aus so bequem betrachten konnte, wurden von vielen als Bedrohung empfunden.

Das Reiseerlebnis, bisher geprägt von einer maßvollen, den Raum in Etappen durchziehenden Wegstrecke, abhängig von der Leistungsfähigkeit des Wagens, der Pferde und des Reisenden, wurde zu einem Geschwindigkeitserlebnis. In dem Maße wie das nur bedingt abgefederte Gesäß geschont wurde, wie das Auge seinen Blickkontakt zur Wegstrecke verlor, schrumpfte der Raum des unter Dampf gesetzten Reisenden zusammen. Er erfuhr nicht mehr die Landschaft, er durchflog sie.⁴⁶

Ärzte rieten sogar dazu, im Zug während der Fahrt zu lesen, um Auge und Geist nicht den Gefahren der rasch vorbei fliegenden Landschaft auszusetzen. Es galt als besser, während der Reise zu schreiben, zu lesen oder sich auf sonstige Weise abzulenken, da es als gefährlich angesehen wurde, zu versuchen, alle Eindrücke, die durch die hohe Geschwindigkeit viel zu schnell und unentwegt an einen herantraten, in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Ende 1840 entstand dadurch der organisierte Bahnhofsbuchhandel, das englische Vorbild wurde 1852 nach Frankreich übertragen, diese Idee hatte gewaltigen Erfolg.

Doch die Eisenbahn veränderte sogar die Zeit selbst. Bis zur Einführung der Bahn hatte jede Stadt eine eigene Zeit, da man sich am Stand der Sonne, etc. orientierte, beispielsweise in Linz war es immer 5 Minuten früher als in Wien. War es für den Fußgänger oder den Kutschenverkehr bedeutungslos, so machte es, aufgrund der höheren Geschwindigkeit, einen regelmäßigen und vor allem planmäßigen Zugsverkehr unmöglich. Ein Fahrplan konnte keine unterschiedlichen Zeiten koordinieren, daher stellte man bald auf die sogenannten “Eisenbahnzeit” um, der Zug nahm quasi “seine eigene Zeit mit”, wollte jemand also mit dem Zug reisen, dann musste er auch die entsprechende Eisenbahnzeit und die Fahrpläne dazu kennen.

⁴⁶ Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991, Seite 306.

Die Eisenbahnzeit gilt bis gegen Ende des Jahrhunderts lediglich für den Bahnverkehr. Sie wird Fahrplanzeit. Je dichter jedoch das Bahnnetz wird, je mehr Regionen in den Verkehr einbezogen werden, umso hoffnungsloser wird die Position der jeweiligen Lokalzeiten gegenüber der allgemeinen Eisenbahnzeit. 1880 wird die Eisenbahnzeit Standardzeit für England. In Deutschland wird die Zonenzeit offiziell 1893 eingeführt, nachdem bereits 1884 eine internationale Standard-Zeit-Konferenz in Washington die Welt in Zeit-Zonen eingeteilt hatte.⁴⁷

Die Entwicklung der Eisenbahn half vor allem Frauen, sich nunmehr vermehrt auf Reisen begeben zu können. In ihrem Werk *Reisen durch die eigene Fremde* vertritt Annegret Pelz die Theorie, dass das Dogma des "Nicht-Reisens für Frauen" durch die "Gehäusetechnologie" der Bahn reduziert bzw. letztlich mehr oder minder aufgehoben wurde. Die Frau, durch die Gesellschaft mehr oder minder auf ihr Zuhause reduziert, nahm bei Fahrten mit dem Zug quasi ein geschütztes Gehäuse mit sich, was ihr nun ermöglichte, ihr unbewegliches Zuhause zu verlassen und ebenfalls auf Fahrt zu gehen.⁴⁸ Doch nicht nur sie alleine vertritt diese Theorie. Auch in *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus* ist zu lesen:

Auf Frauen sollte diese Form des Reisens "in einem gut verschlossenen Käfig" und in weiblicher "Trägheit und Geruhsamkeit", wie Rousseau es nennt, nicht entfremdend wirken. Im Gegenteil, statt eines spürbaren Erfahrungsverlustes durch den Wechsel vom Pferd in die Kutsche wurde hier erst die materielle Basis, das Vehikel der weiblichen Erfahrung geschaffen. Mit der Kutsche bahnte sich das Interieur seinen Weg in die Öffentlichkeit, das Haus, die Bühne der Frau wurde transportabel, und bürgerliche Häuslichkeit, vom Sticken über die Kindererziehung bis hin zur geselligen Konversation, war nun auch unterwegs möglich. Mit der zunehmenden Verbreitung dieser rollenden Gehäuse veröffentlichte sich das Bild reisender Frauenzimmer und verschaffte diesem Paradox sein gesellschaftliches Ansehen.⁴⁹

Die Probleme, denen sich reisende Frauen im 19. Jahrhundert jedoch trotzdem ausgesetzt sahen, soll in einem späteren Abschnitt noch explizit besprochen werden.

⁴⁷ Schivelbusch, Wolfgang, *Geschichte der Eisenbahnreise - Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 2000, Seite 44.

⁴⁸ Pelz, Annegret, *Reisen durch die eigene Fremde*, Köln, Böhlau, 1993.

⁴⁹ Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991, Seite 177.

3. Lebensläufe

3.1. Charles Dickens, sein Charakter und die Wichtigkeit des Reisens

3.1.1. Kindheit und Jugend

Charles Dickens wurde am 7. Februar 1812 bei Portsmouth, England, geboren. Seine Familie gehörte eigentlich der Mittelschicht an, doch der Vater, der Marinezahlmeister war, pflegte einen für seinen Beruf zu extravaganten Lebensstil und geriet deshalb immer wieder in Geldnot. 1824 – die Familie war inzwischen nach London gezogen – wurde John Dickens schließlich zu einem Gefängnisaufenthalt verurteilt, weil er Schulden gemacht hatte, die er nicht mehr zurückzahlen konnte. Der junge Charles, das älteste Kind der Familie, musste daraufhin seine Schulausbildung abbrechen und wurde zur Arbeit in eine Fabrik geschickt.

Peter Ackroyd schreibt dazu in seinem Werk *Introduction to Dickens*:

His boundless need for public love and admiration may stem from those childhood feelings of being unwanted and rejected by his parents when they took away any hopes of education he harboured and instead consigned him to the blacking factory. Similar forces were at work in his lifelong efforts to transform his friends into one extended family; they always became surrogate brothers and sisters who joined the genuine Dickens family (so to speak) on their travels and their seaside holidays. It is as if he could not get enough affection or love, as if he had continually to recreate some image of a happy family which he was so signally lacking in his own childhood.⁵⁰

Selbst als der junge Dickens bald darauf seine Schulausbildung fortsetzen durfte, scheint er diese schwere Zeit seines Lebens niemals vergessen zu haben. Und anders als mancher andere hat er sich auch Zeit seines Lebens für die unterprivilegierte Schicht eingesetzt.

Auch in seinen Werken – dies wird im Folgenden noch herausgearbeitet werden – sind immer wieder Reminiszenzen an den bitteren Geschmack der Armut zu finden, und es ist nicht auszuschließen, dass es gerade diese unglückliche Zäsur seiner Kindheit war, die Charles Dickens später zu dem großen “Social Writer” geformt hat, als der er uns heute bekannt ist.

⁵⁰ Ackroyd, Peter; *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, Seite 15.

3.1.2. Charakter und späteres Leben

Zweifellos war Charles Dickens ein vielschichtiger Charakter. Einerseits war er ein geselliger Familienmensch (er und seine Frau Cathrine hatten immerhin zehn Kinder), der im großen Freundeskreis fröhlich und jovial auftrat, andererseits war er ein Rastloser, der täglich weite Spaziergänge unternahm, oft auch alleine, um reflektieren und in Ruhe nachdenken zu können. *“By all accounts Dickens was also a very restless and “driven” man, always attempting to do the impossible and, as it were, continually beating violently against the gates of the world.”*⁵¹

Nachdem Dickens 1836 Cathrine Hogart, die Tochter des Chefredakteurs des „Evening Chronicle“ geheiratet hatte, schien sein gesellschaftlicher Aufstieg nicht mehr aufzuhalten. Vor allem durch die Veröffentlichung der *Pickwick Papers* wurde er sehr rasch bekannt und berühmt, denn er wusste, wie man sein Publikum begeistern konnte. Paul Schlicke formuliert dies in seinem Werk *Dickens and popular entertainment* folgendermaßen: *„He was the most widely popular English writer since Shakespeare, and even as his artistry matured in depth and complexity he never abandoned the basic intention of providing his audience with amusement.”*⁵² Dickens vergaß nicht auf die Wünsche seines Publikums, er entfernte sich nicht von seinem Leserkreis, selbst als er dies finanziell gar nicht mehr nötig gehabt hätte, und er machte sich offenbar stets bewusst, welchen Stil sein Publikum von ihm erwartete.

Dennoch: In seinen Werken beschäftigte er sich gerne mit den sozialpolitischen Problemen seiner Zeit, das Thema „Armut“ ließ ihn sein Leben lang nicht los, vor allem, da er diese in seiner Kindheit und Jugend selbst erlebt hatte. Dem Empfinden seiner Zeit scheint er damit weit voraus gewesen zu sein, denn er war zunehmend von England und den dort herrschenden sozialen Zuständen enttäuscht. Die Vereinigten Staaten schienen ihm, was soziale Belange betraf, dem Vereinigten Königreich weit voraus, er sah die Vereinigten Staaten als großes Vorbild einer klassenlosen, modernen Gesellschaft. Als er schließlich selbst in die USA reiste, empfing ihn das Land, in welchem er extrem beliebt war, mit großer Begeisterung. Dickens empfand zum ersten Mal das wahre Ausmaß seiner Bekanntheit. Doch letztendlich enttäuschten ihn auch die USA, denn als er dort die Idee eines internationalen Urheberrechts aufbrachte, ging eine Welle der Empörung durchs Land, und man wandte sich gegen ihn. Danach kehrte Dickens recht desillusioniert wieder nach England zurück.

⁵¹ Peter Ackroyd, *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, Seite 25.

⁵² Schlicke, Paul; *Dickens and popular entertainment*, London, Unwin Hyman, 1988, Seite 4.

Sein soziales Engagement betrieb er jedoch intensiv weiter. Es heißt, dass er darauf bestand, den Eintrittspreis für seine Lesungen niedrig zu halten, dass sich auch das weniger begüterte Publikum den Eintritt leisten konnte. Er trat dafür ein, dass die Kinder armer Menschen zumindest eine rudimentäre Ausbildung erhalten sollten, und die soziale Organisation, für die er sich persönlich am meisten einsetzte, war das „Urania Cottage“, ein Heim für „gefallene“ (wie es damals hieß) oder sonstige heimatlose und ausgegrenzte Frauen. Weiters stand er jeder Religion, die sich nicht explizit für die Verminderung der Armut einsetzte, mehr als kritisch gegenüber, und er hatte nicht das geringste Verständnis dafür, dass in England für die Verbreitung des evangelischen Glaubens Geld gesammelt wurde, wenn es „daheim“ genug Armut gab, die mit dem Geld hätte bekämpft werden können. (Möglicherweise war dies auch ein Ansatzpunkt für seine skeptische Ansicht dem Katholizismus gegenüber, der Prunk und Pracht gerne in seinen Kirchen zur Schau stellte und den Ruf hatte, sich nicht wesentlich für arme Menschen einzusetzen. Seine konkrete Einstellung zum Katholizismus, wo wie er *Pictures from Italy* zu entnehmen ist, wird im Kapitel 6 vertiefend betrachtet werden.) Außerdem war es ihm ein Anliegen, armen Künstlern (und deren Familien) unter die Arme zu greifen, zu deren Unterstützung er die Aufführung zahlreicher Laienproduktionen organisierte, und im Zuge derer er selbst auf der Bühne stand.

3.1.3. Einige Schwerpunkte schriftstellerischer Arbeit

Berührt sollen hier lediglich einige von Dickens Hauptwerken werden, die in einem ganz besonderen Zusammenhang mit dem Charakter und der eigenen Vergangenheit des Schriftstellers zu stehen scheinen.

Wie schon erwähnt, kehrt Dickens im Laufe seines Schaffens immer wieder zu den Themen „Armut“ und „soziale Diskriminierung“ zurück. Auch der Topos „armer, benachteiligter Junge schafft durch Glück und Tüchtigkeit den gesellschaftlichen Aufstieg“ findet sich immer wieder. Von diesem Themenschwerpunkt ausgehend ist es tatsächlich nicht schwierig, rasch einen sehr konkreten Konnex zum eigenen Leben des Engländers zu finden.

Beispielsweise ist *David Copperfield* jene Novelle, die sich – jedenfalls nach allgemeiner wissenschaftlicher Ansicht - am meisten auf seinen Charakter und sein Leben bezieht. Im September 1848 war seine ältere Schwester Fanny gestorben; um leichter über den Verlust hinwegzukommen, unternahm der Schriftsteller eine Reise nach Norwich und Great

Yarmouth. Hier entwickelte er einen Großteil des Szenarios von *David Copperfield*, und wer das Werk aufmerksam liest, findet darin klare Hinweise auf Dickens eigenes Leben. Vor allem der junge Copperfield scheint dem zu entsprechen, wie Dickens sich selbst als Kind sah.

*A self-willed boy, awkward when he believes himself to be observed, anxious, affectionate, industrious, ambitious to please. He is a boy filled with fears, but never expressing them to anyone; a boy who continually notices the eyes of adults, watching him; the boy whose very experience of emotion is bound up with the idea of theatrical displays as, for example, when he is told about the death of his mother and “stood upon a chair when I was left alone, and looked into the glass to see how red my eyes were, and how sorrowful my face”. This is the real, the quintessential Dickens refracted through the image of Copperfield examining himself in the mirror.*⁵³

Auch die Beschreibung der Geschehnisse, als der junge David aus der Schule genommen wird, um von nun an arbeiten zu gehen, sprechen eine klare Sprache; und ebenso der Rest von *David Copperfield* handelt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, eigentlich von Dickens eigenem Leben. Jedenfalls hielt der Schriftsteller *David Copperfield* für sein bestes Werk, und auch Peter Ackroyd schreibt: *“If there is one book which establishes Dickens’s unique presence as a writer who can be considered the last of the great eighteenth-century novelists and the first of the great symbolic novelists, and which explains why it is that he is considered to be the true heir of the Romantic poets, it is David Copperfield.*”⁵⁴

Unklar ist allerdings, wie sehr der Schriftsteller selbst realisierte, in welchem Ausmaß er in seinen Werken tatsächlich auf seine eigene Entwicklung einging, bzw. ob diese Tatsache eine bewusste Therapie darstellte oder vielmehr dazu diente, die Ereignisse in seinen Werken besonders anschaulich darzustellen.

Wenden wir uns einem weiteren bekannten Werk von Charles Dickens – *A Christmas Carol* – zu, so stellen wir zunächst fest, dass der Beginn der Arbeit daran mit jenem Zeitpunkt zusammenfiel, als Dickens die Armenschule in Field Lane besuchte, wo ihn die dort herrschenden Zustände besonders berührt hatten. *A Christmas Carol* war von seinem Verfasser unter anderem als Kritik an den gesellschaftlichen und sozialen Zuständen in

⁵³ Peter Ackroyd, *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, Seite 117.

⁵⁴ Ebendort, Seite 121.

England gedacht worden, denn Dickens sah das Land als eine Art großer Familie, das die Aufgabe hatte, sich um seine Mitglieder zu kümmern – ebenso wie er die Familie in *A Christmas Carol* deutlich beschreibt.

Und in weiterer Folge findet man wieder vieles, das an Dickens eigene Kindheit und Jugend zurückerinnert. Peter Ackroyd meint sogar, Parallelen zwischen Scroodge, der Hauptfigur der Geschichte, und Charles Dickens selbst zu entdecken. *“You fear the world too much”, one person tells him, and there can be no better explanation of the way Scrooge piles up money and goods to ward off the depredations of reality. In one aspect of his temperament Dickens is Scroodge: that is why he has to be redeemed at the end.*”⁵⁵

Auch zwei Reiseberichte verfasste der berühmte englische Schriftsteller. Der chronologisch erste Reisebericht, *American Notes*, beschreibt Dickens Reise in die Vereinigten Staaten, wo er und seine Frau große Teile der USA besucht hatten, darunter Boston, Washington, Harrisburgh und Pittsburgh. Nachdem die dortige Presse sich massiv gegen ihn gewandt hatte, hatte Dickens danach getrachtet, den weiteren Aufenthalt dort so privat wie nur möglich zu gestalten. Da er viele seiner Eindrücke sehr genau vermerkte, war er, als er und seine Frau schließlich nach England zurückkehrten, bestens darauf vorbereitet, sofort seine Arbeit an *American Notes* zu beginnen. Dieser Reisebericht war seine erste nicht fiktionale Arbeit, und da darin natürlich auch seine Enttäuschung gegenüber den ehemals von ihm so hochgeschätzten Vereinigten Staaten einfluss, reflektierte er darin auf einer viel persönlicheren Ebene als in seinen vorhergehenden Werken über das, was ihm in seinem Leben wichtig war.

Der zweite der beiden Reiseberichte, *Pictures from Italy*, soll an späterer Stelle ausführlich behandelt werden.

3.1.4. Dickens und seine Reisetätigkeit

*“It is often assumed that Charles Dickens, being so close and even obsessive a chronicler of London life, never willingly left the bounds of that city. He may have been a Londoner in excelsis, as some contemporary observers thought, but he came to hate the place itself and he was in any case always an enthusiastic and indefatigable traveller.”*⁵⁶

⁵⁵ Peter Ackroyd, *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, Seite 95.

⁵⁶ Ebendort, Seite 78.

Obwohl Dickens nicht so viel reiste, wie manch andere Menschen seiner Aera – beispielsweise Hans Christian Andersen verbrachte wesentlich mehr Zeit im Ausland als Dickens – waren Reisen für den bekannten englischen Schriftsteller sehr wesentlich. Er nutzte sie einerseits als Inspiration für neue Werke (so entstanden *American Notes* und *Martin Chuzzlewit* im unmittelbaren Zusammenhang mit seiner Nordamerikareise), und andererseits bedeutete Reisen für ihn – in diesem Falle ähnlich wie bei Andersen – die Möglichkeit, Abstand vom Alltag daheim zu nehmen. So war auch die Italienreise, die Dickens gemeinsam mit seiner Familie unternahm, und aus welcher letztlich *Pictures from Italy* entsprang, für den englischen Schriftsteller eine Art Flucht: eine Flucht vom Romane schreiben und möglicherweise auch eine Flucht vor England, dessen soziale Umstände ihn immer mehr ermüdeten.

Auch in seinen Werken finden sich immer wieder Reisebeschreibungen oder wird „gereist“.
*„Ich weiß es nicht mehr genau, wann zum ersten Mal der Vorschlag auftauchte, ich möge eine längere Reise auf den Kontinent unternehmen, um mein seelisches Gleichgewicht wiederzugewinnen. Ich weiß auch nicht mehr, wer ihn machte. Aber es muss wohl Agnes gewesen sein, denn ihr milder Einfluss hielt uns alle in dieser Zeit des Kummers aufrecht. Ich sollte also reisen.“*⁵⁷ Dies lesen wir in *David Copperfield*, als die Frau des Hauptprotagonisten verstorben ist, und David sich von einer Reise nach Kontinentaleuropa Ablenkung und Distanz von seinem persönlichen Schmerz erwartet.

Dickens interessierte sich auch sehr für die Transportmittel, die das Reisen überhaupt erst ermöglichten. *“It was noticeable in his account of his American travels how interested Dickens was in the various forms of transport, as if they represented some objective equivalent of his own passion for speed and forward progress; the same spirit is alive in Pictures from Italy also for as Dickens said in a letter written while he was on the road, “My only comfort is, in Motion...”*⁵⁸ Beispielsweise in *A Tale of two Cities* reisen die Protagonisten immer wieder zwischen Paris und London hin und her. Und schon in der einführenden Szene beschreibt Dickens mit großer Liebe zum Detail, wie sich die Postkutsche nach Dover in tiefer Nacht durch ein schreckliches Unwetter bergaufwärts kämpft.

With drooping heads and tremulous tails, they [die Pferde] mashed their way through the thick mud, floundering and stumbling between whiles, as if they were falling to

⁵⁷ Dickens, Charles, *David Copperfield*, Wien, Ueberreuter, 2009, Seite 449.

⁵⁸ Peter Ackroyd, *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, Seite 84.

*pieces at the larger joints. As often as the driver rested them and brought them to a stand, with a wary „Wo-ho! So-ho then!“ the near leader violently shook his head and everything upon it – like an unusually empathic horse, denying that the coach could be gotten up the hill.*⁵⁹

Und etwas weiter unten: *„There was a steaming mist in all the hollows, and it had roamed in its forlornness up the hill, like an evil spirit, seeking rest and finding none. A clammy and intensely cold mist, it made its slow way through the air in ripples that visibly followed and overspread one another, as the waves on an unwholesome sea might do.*“⁶⁰

Die Beschreibungen wirken so detailliert, dass man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, dass hier jemand von etwas spricht, mit dem er sich mit großem Interesse beschäftigt, vielleicht sogar es selbst erlebt hat.

Seine größten Reisen waren die beiden Nordamerikareisen, die er 1842 und 1867, drei Jahre vor seinem Tod, unternahm. Weitere Fahrten führten ihn (teilweise auch mehrmals) nach Italien, Frankreich und die Schweiz. Doch auch im Vereinigten Königreich war er oft und viel unterwegs, was seinem bekannt rastlosen Naturell entspricht, das ihn nur selten länger an einem Ort verweilen ließ.

Als er schließlich 1868 zum zweiten Mal aus den USA zurückkehrte, unternahm er keine weiteren Auslandsreisen mehr. Er litt an Symptomen von vaskulärer Degeneration, entschloss sich aber, alle Symptome zu unterschätzen und zu ignorieren. Schließlich aber musste er sogar seine Lesungen aufgeben, die er weiter fortgesetzt hatte, und die sehr an seinen Kräften zehrten.

1870 erlitt er auf seinem Landsitz einen zweiten Schlaganfall. *“He came back from the chalet that evening, and sat down to dinner with his sister-in-law, Georgina Hogarth. But he became very ill, and fell upon the ground. He never regained consciousness, and died just after six on the following evening.”*⁶¹

⁵⁹ Dickens, Charles; *A Tale of two cities*, London, Penguin, 1994, Seite 16.

⁶⁰ Ebendort.

⁶¹ Peter Ackroyd, *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, page 177.

Charles Dickens, der bekannte englische Schriftsteller, der sich Zeit seines Lebens einen Ruf als "Social Writer" erworben hatte, wurde im Speakers Corner der Westminster Abbey beigesetzt, wo er heute noch liegt.

3.2. H.C. Andersens Leben und seine besondere Liebe zu Italien

3.2.1. Kindheit und Jugend

Hans Christian Andersen kam am 2. April 1805 in Odense, Dänemark, zur Welt. Er wurde in eine Zeit hinein geboren, die für seine Heimat keine glückliche war: Napoleon brachte ganz Europa zum Erzittern, und Dänemarks Bemühungen, in den heftigen Auseinandersetzungen neutral zu bleiben, scheiterten. In Folge waren sowohl die wirtschaftliche als auch die soziale Situation im Land angespannt, Armut und Not keine Seltenheit.

Doch es gab auch positive Auswirkungen. Durch den neu angefachten Patriotismus erlebte die Kunst einen enormen Aufschwung, besonders die schönen Künste blühten. Und auch Hans Christian Andersen beschloss schon in sehr jungen Jahren, dass er Künstler werden wollte, seine besondere Liebe galt dem Theater. (Eine Liebe, die nicht unbedingt erwidert wurde, die den großen Dichter allerdings sein Leben lang nicht losließ.) Als wesentliches Problem stellte sich allerdings zunächst seine mangelnde Ausbildung heraus, da die meisten seiner zukünftigen Kollegen – die er später fast alle persönlich kannte – zumindest aus der gehobenen Mittelschicht stammten, ergo eine fundierte Ausbildung genossen hatten. Andersen kam aus einem sehr armen Elternhaus, das sich – außer einer sehr einfachen Schule – keine teure Erziehung für den Sohn leisten konnte.

*„Andersen later described himself in a letter as a „swamp plant“, a correct description considering the poverty, alcoholism and promiscuity of his personal background and environment.“*⁶² Doch durch ein gerüttelt Maß an Sturheit und Überzeugungskraft schaffte es der junge Andersen, dass er im Jahr 1819 nach Kopenhagen (wo er keinen Menschen kannte) aufbrechen durfte, um dort sein Glück als Schauspieler zu versuchen. Eine diesbezügliche Karriere gelang ihm zwar nicht – es stellte sich zusätzlich heraus, dass es ihm an Talent mangelte – doch wurde er schließlich durch finanzielle Unterstützung diverser Gönner an eine gute Schule geschickt, wo er sich eine gute Ausbildung erwerben sollte.

⁶² Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land, where the lemon trees bloom? Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 9.

Die folgenden fünf Jahre zählten vermutlich zu den unglücklichsten seines Lebens. Andersen war kein besonders guter Schüler, und der Direktor der Schule trug zusätzlich dazu bei, dass der junge Mann sich nicht wohl fühlte. So schrieb der Däne beispielsweise am 19. September 1825 in sein Tagebuch: „*Gott! Gott! Dein Wille geschehe, gib mir Lohn nach dem Fleiß des Jahres, nicht mehr! – (Gott weiß, was das Schicksal gebracht hat, wenn das Blatt sich wendet.) Unglücklicher! – Schnitt erbärmlich ab in Latein, du kommst nicht in die vierte Klasse der Schule, Handwerker oder eine Leiche, das wird deine Bestimmung sein. Gott, Gott, bist du wirklich gegenwärtig?*“⁶³

1827 erlaubte sein Gönner ihm schließlich, diese Schule zu verlassen und sich mit Hilfe eines Privatlehrers auf die Reifeprüfung vorzubereiten. 1828 bestand er selbige schließlich.

3.2.2. Andersens Charakter

Betrachten wir Andersens Kindheit und Jugend, finden wir rasch eine mögliche Erklärung für einige seiner charakterlichen Eigenarten. Die Tatsache, dass er seine Kindheit in Armut verbrachte, schärfte sein Gespür für soziale Ungleichheit, obwohl er – im Gegensatz zu Charles Dickens – nie ein „Social Writer“ wurde. Viele seiner Märchen behandeln das Thema armer Kinder, die letztendlich Glück haben und ihr Leben gravierend ändern können. Auch sein Erfolgsroman *Der Improvisator* beschäftigt sich mit diesem Thema, und es heißt, dass gerade im *Improvisator* Andersen massiv seine eigene Kindheit und Jugend verarbeitet hat.

Dennoch: Andersen hat sich niemals intensiv für die Rechte der Armen eingesetzt, im Gegenteil scheint Armut und soziale Schlechterstellung bei anderen etwas gewesen zu sein, das er gerne ignorierte. Schmutz und ungepflegtes Äußeres wurden von ihm zwar bemerkt, stießen ihn jedoch eher ab, auch behandelte er Untergebene – seinen Tagebüchern nach – nicht unbedingt tolerant. Es war dem bekannten Schriftsteller sehr wohl bewusst, dass er es letztendlich geschafft hatte, sich von der Schicht, in der er geboren war, deutlich abzugrenzen, er wurde in königliche Haushalte eingeladen, und zu seinen Freunden zählten bekannte Künstler und sonstige Persönlichkeiten der Oberschicht – Andersen hatte, außer schlechten Erinnerungen, nichts mehr mit der Unterschicht gemeinsam. Bemerkungen wie „*Durch Tolentino, Frühstück in Valcimarra, ein schmutziges Haus, heute ein kurzes Stück gefahren*

⁶³ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*“, Tagebücher 1825 – 1875, Erster Band; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet; Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 7.

und in Monze in den Bergen übernachtet, wo es jetzt regnet“⁶⁴, oder „Kolberg kehrte zurück und wartete mit uns; ich bat ihn, sich in die Nähe des Wagens zu stellen, damit die Damen hören könnten, wie wütend ich sei; endlich erschienen sie, und ich fuhr rasend auf den Vetturin los, der gab den Damen die Schuld“,⁶⁵ liest man häufig in seinen Tagebuchaufzeichnungen.

Ganz im Gegenteil scheint Andersens nicht sehr glückliche Kindheit ihn dahingehend beeinflusst zu haben, dass ihm ganz besonders daran lag, hervor zu streichen, wie bekannt und berühmt er mit der Zeit geworden war. Es war dem Dichter sehr wichtig, von anderen erkannt und von hochstehenden Persönlichkeiten eingeladen zu werden, auch erwähnte er gerne den besonders guten Geschmack, mit dem er von Natur aus ausgestattet worden war. *„Das erste, was ich heute bei meinem Ausgang sah, war in einem Fenster mein eigenes Portrait in „Howitt’s Journal“; ich habe es später gekauft“,⁶⁶ schreibt er während seiner ersten Englandreise in sein Tagebuch und teilt dies auch in Briefen den Freunden daheim mit. Oft erwähnt er auch die hochstehenden Kreise, in denen er verkehrt.*

Man sagt, dass die englische Aristokratie alle Künstler von ihrem Kreis ausschließe, das kann ich nicht bestätigen, ich fand die freundlichsten Menschen, die herzlichste Aufnahme; man sagt, dass Dickens, D`Israeli von diesen Kreisen ausgeschlossen seien – man kannte mich, man empfing mich, ob das der Bedeutung unseres dänischen Gesandten, der mich einführte, zu verdanken war, weiß ich nicht. Wurde der Herzogin von Sutherland vorgestellt, sie soll die reichste Dame von England sein. Der Sohn von Herzog Bernhard aus Weimar war hier. Dunsen und seine Frau empfingen mich auf das freundlichste. Englische Ladies umringten mich, begeistert von „Das häßliche Entlein“, „Das Liebespärrchen“, „Der Improvisator.“ – Die Toiletten reich und geschmackvoll. Eine Dame trug roten Atlas mit schwarzen Spitzen, ganz wie für eine Cachucha gekleidet! – Diamanten glitzerten, und in den Händen prangten riesige Blumensträuße. Wir standen dicht gedrängt, doch man zog mich durch die engsten Kreise hindurch. Der Herzog von Cambridge fragte nach dem König von Dänemark.⁶⁷

⁶⁴ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*“, Tagebücher 1825 – 1875, Erster Band; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet; Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 245.

⁶⁵ Ebendort, Seite 247.

⁶⁶ Ebendort, Seite 266.

⁶⁷ Ebendort, Seite 267.

Und auch mit Bemerkungen, seinen guten Geschmack betreffend, sparte Andersen nicht, immer wieder flocht er solche in seine persönlichen Aufzeichnungen ein. So beispielsweise während seines ersten Rom-Aufenthaltes, anlässlich der Vorbereitungen zur Weihnachtsfeier, die er gemeinsam mit vielen Künstlerfreunden und Bekannten beging: *„Einige von uns begaben sich schon am Morgen dorthin, um das Fest zu arrangieren, Jensen und Christensen banden mit mir Kränze, meiner war der geschmackvollste und wurde für die Prinzessin bestimmt.“* Und auch *„Mein Geschenk in den vielen Papieren fand als das lustigste den größten Anklang, Byström bekam es, und man klatschte mir Beifall.“*⁶⁸

Doch so sehr Andersen von Lob, Aufmerksamkeit und Anerkennung auch begeistert war, so war er doch niemand, der sich auf Dauer daran erfreuen konnte. Ganz im Gegenteil bieten uns seine Tagebücher einen Einblick darauf, wie der gefeierte Dichter manchmal von einem Extrem ins andere fallen konnte. Viele Male quälten ihn heftige Zahnschmerzen, die Sorge um seine Gesundheit ließen ihn das Reisen und sonstige angenehme Umstände oft nicht genießen, und manchmal fühlte er sich einsam und unglücklich. Auch Langeweile und schlechtes Wetter vertrug Andersen nicht gut. *„Heute müssen doch Briefe kommen! Es regnet und ist ziemlich kalt. Heute Nacht habe ich erbärmlich geschlafen, und da war ewiges Hundegebell, mein Nachbar stand sogar auf und versuchte, sie zum Schweigen zu bringen. – Litt entsetzlich an Zahnschmerzen. Kein Brief. Fieberkrank. Den ganzen Nachmittag und Abend auf dem Sofa gelegen“*,⁶⁹ vertraute Andersen während eines Aufenthaltes in München seinem Tagebuch an. Und wenig später schrieb er in Rom: *„Ging in die Kirche Andrea della Valle. Die Kuppel ist von Lanfranco ausgemalt. Fühlte mich krank, ging nach Hause, und in meiner Einsamkeit dachte ich an meinen Wunsch, im Ausland zu sterben! Dachte an meine Lieben daheim und wurde wehmütig.“*⁷⁰

Anmerken sollte man jedoch, dass man nach Lektüre seiner Tagebücher nicht den Eindruck gewinnt, als hätte Andersen die Freude an seiner Berühmtheit und die Niedergeschlagenheit bezüglich seiner manchmal angeschlagenen Gesundheit mit irgendeiner Art von Arroganz verbunden. Im Gegenteil hat man eher das Gefühl, dass Andersen auf seine Art eigentlich ein eher naiver Mensch war, der auf fast kindliche Weise seine Emotionen auslebte. Fühlte er sich schlecht, so überspielte er dies nicht, freute er sich über etwas, tat er seine Freude ebenso ungeschminkt kund. Der Däne war eine sehr komplexe und vielschichtige Persönlichkeit, die

⁶⁸ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*“, Tagebücher 1825 – 1875, Erster Band; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet; Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 81.

⁶⁹ Ebendort, Seite 123.

⁷⁰ Ebendort, Seite 152.

für seine Freunde nicht unkompliziert und teilweise vermutlich sogar schwierig war, doch die Vermutung liegt nahe, dass Andersen eigentlich herzensgut und auf eine gewisse, fast naive Art und Weise von den positiven Gefühlen, die man ihm entgegenbrachte, geradezu abhängig war. (Siehe beispielsweise seinen lebenslangen Kampf gegen schlechte Kritiken, die ihm immer sehr nahe gingen, und die er immer extrem ernst nahm.)

3.2.3. Andersens Werke und Italien

In seinen zahlreichen Werken ist der große Bezug zu bemerken, den der dänische Dichter zu Italien hatte. Beispielsweise in seinen Theaterstücken spielt das Thema „Italien“ zwar keine bevorzugte Rolle, trotzdem beschäftigt er sich oft mit dem Kontrast „Nord-Süd“. Dies gilt beispielsweise auch für einige seiner dramatischen Texte, hier sei das Drama *The Mulatto* (1840) als Beispiel angeführt.⁷¹

In Andersens Werk *Bilderbuch ohne Bilder*, einer Reihe von Kurzgeschichten, in denen der Mond um die Erde reist und davon berichtet, was er sieht, spricht er in der zwölften Nacht von Pompeii und Pompeiis Besuchern in jener Nacht. Am 18. Abend erfährt der Leser/die Leserin von Venedig, und am zwanzigsten Abend erzählt Andersen von Rom, jener Stadt, der er sein Leben lang besonders verbunden war.⁷²

Jenes Werk, das allerdings den größten Italienbezug zu haben scheint, ist der Roman *Der Improvisator*, den der dänische Dichter 1836 schrieb, und der seinen großen Erfolg letztendlich begründete, auch wenn dieser Roman heute kaum noch bekannt ist und Andersen hauptsächlich eine große Rolle als Erdenker bekannter Märchen zugeschrieben wird. *Der Improvisator* erzählt die Geschichte eines armen Jungen, der in Rom aufwächst und währenddessen sein Talent, Lieder zu improvisieren, entdeckt. Später verlässt Antonio – der Junge, von dem Andersen erzählt – Rom und reist nach Neapel, wo er seinen Durchbruch erlebt. Weitere Schauplätze sind (erneut) Rom, Venedig und Capri, wo der Held des Werkes letztlich mit seiner Liebe Maria (Lara) glücklich lebt. Die Geschichte klingt beinahe wie eines der Märchen, für die Andersen bis heute bekannt ist, und sie basieren, vor allem was die Örtlichkeiten betrifft, besonders auf den persönlichen Erfahrungen des Dichters.

⁷¹ Rossel, Sven Hakon: *Do you know the land where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 272.

⁷² Andersen, Hans Christian, *Bilderbuch ohne Bilder*, Leipzig, Insel-Verlag, 1920.

Wer je in Rom gewesen ist, dem ist die Piazza Barberina wohlbekannt, jener große Platz mit der schönen Fontäne, wo der Triton die sprudelnde Muschelschale leert, aus der das Wasser ellenweit gen Himmel springt. Wer nicht dort gewesen ist, kennt diesen Platz von Kupferstichen; nur schade, daß sich auf diesen nicht das Eckhaus an der Via Felice befindet, jenes hohe Eckhaus, bei dem das Wasser durch drei Rohre aus der Mauer hinunter in das steinerne Bassin läuft. – Eben dieses Haus ist von besonderem Interesse für mich, denn dort wurde ich geboren.⁷³

Dies schreibt Andersen in den ersten Sätzen von *Der Improvisator*, und sofort wird klar, dass der dänische Schriftsteller selbst in Rom geweilt hatte, und dass ihn viele Erinnerungen mit der Ewigen Stadt verbinden. Mit viel Liebe zum Detail vergisst der Däne in der Beschreibung von Antonios Kindheit und Jugend auch nicht die besondere Beziehung zur katholischen Religion, die für die meisten italienischen Kinder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermutlich selbstverständlich war. *„Am gegenüberliegenden Haus befand sich ein Madonnenbild, vor dem immer eine Lampe brannte. Jeden Abend, wenn es zum Ave-Maria läutete, knieten ich und die Nachbarkinder davor und sangen zur Gottesmutter und zum hübschen Jesuskind, das man mit Bändern, Perlen und silbernen Herzen geschmückt hatte.“⁷⁴*

Detaillierte Italienbeschreibungen setzen sich durch das ganze Werk hindurch fort, und es scheint klar, dass einige der wichtigen Aspekte, die zum Erfolg des Buches beitrugen, zweifellos die genaue Darstellung Italiens, der Menschen und Gebräuche waren. *Der Improvisator* erschien am 9. April 1835 in Dänemark und wurde von der Leserschaft begeistert aufgenommen, Andersen erlangte durch sein Werk alsbald europaweite Berühmtheit. (Fast zeitgleich erschienen Übersetzungen ins Deutsche, Schwedische, Englische, Russische, Tschechische, Holländische und Französische.)

„Als Andersen 1846 die 1833 geschlossene Bekanntschaft mit Heinrich Heine in Paris erneuert, dankt dieser ihm für den Improvisator und sagt zu ihm, wie Andersen in seinem Tagebuch vermerkt „Sie sind ein wahrer Dichter.“⁷⁵

⁷³ Andersen, Hans Christian, *Der Improvisator*, Cadolzburg, Ars Vivendi Verlag, 2004, Seite 9.

⁷⁴ Ebendort, Seite 15.

⁷⁵ Scherzer Jörg, Nachbemerkung in Andersen, Hans Christian, *Der Improvisator*, Cadolzburg, Ars Vivendi Verlag, 2004, Seite 388.

3.2.4. Andersens Liebe zu Italien und seine Italienreisen

H.C. Andersen liebte das Reisen und war oft unterwegs. Einerseits suchte er auf seinen Reisen ganz bewusst nach Inspirationen für seine Werke, andererseits benutzte er diese auch als Gelegenheit, um andere KünstlerInnen und Berühmtheiten kennen zu lernen. Wenn er in eine neue Stadt kam, versuchte er herauszufinden, welche bekannten Personen sich hier aufhielten, um sich danach gezielt bei diesen vorzustellen. Auf diese Art lernte er beispielsweise Franz Liszt und Mendelsson-Bartholdy kennen.

Der dänische Autor war besonders von Italien begeistert und unternahm drei lange, sowie mehrere kurze Reisen dorthin. Zunächst war Rom seine Lieblingsstadt, später war es Neapel. In Venedig, einer anderen damals wie heute sehr beliebten italienischen Stadt, fühlte Andersen sich niemals wirklich wohl

Die Italienliebe des dänischen Dichters veränderte sich jedoch mit der Zeit. Stand während seiner ersten Italienreise von 1833 – 1834 noch das vorbehaltlose Schwärmen über die Schönheiten Italiens im Vordergrund, so änderte sich dies mit den Jahren, sah er immer mehr die Missstände, die es dort zu entdecken gab. Die Phantasie wurde vom Realismus verdrängt und letztlich doch auch wieder von der Phantasie abgelöst, da der Dichter nicht müde wurde, das ideale Italien, das Arkadien seiner Träume, zu lieben, ein Land, das Traum und Realität für ihn vermischte, und in welches er immer wieder gerne zurückkam.

Während seiner ersten Italienreise von 1833 – 1834 war Andersen international noch ein relativ wenig bekannter Schriftsteller. In seinen Tagebucheintragungen finden sich daher kaum Erwähnungen von bekannten Persönlichkeiten, die er auf seiner Reise getroffen hatte, doch gleichzeitig fand er die Zeit, sich in das Land zu verlieben. Schon nachdem er mit der Kutsche am 19. September 1833 den Simplonpass überquert hatte, schrieb er über seine ersten Eindrücke: *„Der Himmel färbte sich ganz grau, doch es war wunderbar, wie mild es schon wurde, ein Feigenbaum wuchs an der Straße, Kastanien hingen uns bis über den Kopf. Mais und Wein, überall eine üppigere Natur.“*⁷⁶

Auf dieser Reise besuchte Andersen unter anderem Genua, Pisa und Florenz. Schließlich kam er nach Rom, wo er den dänischen Bildhauer Bertel Thorvaldsen kennenlernte, mit dem ihn in weiterer Folge eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. Thorvaldsen integrierte seinen

⁷⁶ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*“, Tagebücher 1825 – 1875, Erster Band; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet; Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 65.

dänischen Künstlerkollegen in den Künstlerzirkel des Café Grecó, durch ihn lernte Andersen sehr viel über Malerei und Bildhauerei – eine Leidenschaft, die ihn sein ganzes Leben lang begleitete. „*Andersen's stay in Rome meant for him a decisive initiation into the world of visual arts and contributed greatly to his own personal and artistic development.*“⁷⁷ Nach weiteren Aufhalten in Neapel, Venedig und Verona reiste Andersen schließlich über München wieder nach Hause, und schon auf der Heimreise schien es ihm bewusst zu sein, wie speziell die in Italien verbrachte Zeit für ihn gewesen war. So bemerkte er in einem Schreiben an eine Freundin, dass „die Kunstschatze in München zwar sehr beeindruckend seien, wenn man aus dem Norden käme, nicht aber, wenn man aus Italien ankommen würde....“⁷⁸

Nur sechs Jahre später (1840 – 1842) kehrte der Däne erneut nach Italien zurück, und zwar im Rahmen seiner großen Reise, die ihn bis in den Orient führen sollte. Diese Reise inspirierte ihn zu seinem Reisebericht *Eines Dichters Basar*, welchen er im Anschluss daran schrieb. Mittlerweile war der Dichter auch international sehr bekannt geworden, häufig findet man nun in seinen Tagebüchern Hinweise auf die zahllosen berühmten und wichtigen Persönlichkeiten, die er auf seiner Reise traf. Hauptsächlich war er als Autor von *Der Improvisator* und *Nur ein Geiger* bekannt, Werke, die heutzutage eher wenig gelesen werden. Viele seiner Märchen hatte Andersen damals schon geschrieben, doch sie standen, im Vergleich zu den erwähnten Romanen, eher im Hintergrund seines Schaffens.

Die Anreise gab dem Dichter die Gelegenheit, das erste Mal in seinem Leben mit der Eisenbahn zu fahren, die Leidenschaft für Eisenbahnreisen sollte ihn niemals wieder loslassen. Dennoch scheinen für Andersen viele positive Erinnerungen an seine erste Italienfahrt von negativen Erlebnissen überlagert worden zu sein, die Realität hielt ihren Einzug. Kleine Ärgerlichkeiten wie schlechtes Wetter und unangenehme Gesellschaft auf der Fahrt verdarben dem Dichter rasch die Laune, außerdem erhielt eines seiner Theaterstücke (*Das Maurenmädchen*), welches in Kopenhagen während seiner Abwesenheit Premiere hatte, schlechte Kritiken. Auch der Aufenthalt in Rom, welchen er so sehr herbeigesehnt hatte, stellte sich als Enttäuschung heraus. Die meisten Künstler, die der Däne von früher kannte, waren fort, Weihnachten verbrachte er alleine – kurz, Andersen fühlte sich einsam, schlechtes Wetter und Krankheit trugen zusätzlich dazu bei, ihm seinen Rom-Aufenthalt zu verleiden.

⁷⁷ Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land, where the lemon trees bloom? Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 69.

⁷⁸ Ebendort, Seite 52.

Dennoch verließ er die Stadt mit positiven Eindrücken, denn das Wetter hatte sich schließlich doch gebessert, und er hatte neue Freunde gefunden.

Von Neapel aus reiste der Dichter schließlich weiter in den Orient

Als Andersen 1846 erneut nach Italien fuhr, entdeckte er seine Liebe zu Neapel, zwar hielt er sich kurz in Rom auf, doch als er die Ewige Stadt verließ, ging er sogar davon aus, nie wieder hierher zurück zu kehren. Dafür begeisterte er sich nun für den Süden Italiens, am 6. Mai schrieb er in Neapel in sein Tagebuch: *„Welch ein Lichteffect, das schimmernde blaue Wasser im Mondschein; im Norden bestreut der Mond das Wasser mit Silber, hier ist es Gold; ich zähle 11 Feuer von Fischern, die ihren obeliskartigen Glanz auf die Wasserfläche werfen.“*⁷⁹ Hier traf er auch viele Bekannte, mit denen er Ausflüge in die Umgebung unternahm, obwohl das Wetter wieder nicht seinen Vorstellungen entsprach, nahm er doch sehr viel Positives von dieser Reise mit.

1852 und 1854 kehrte der Dichter zweimal für kurze Zeit nach Italien zurück. 1852 wurde er vom Enkel seines langjährigen Gönners Jonas Collins, Viggo Drewsen, begleitet. Leider scheint die Reise letztendlich von Spannungen mit seinem Begleiter geprägt gewesen zu sein, da der junge Mann offenbar andere Erwartungen in die Tagesgestaltung hatte, als der reiseerprobte Däne, der üblicher Weise sehr früh aufstand, um den größten Teil des Tages auf Besichtigungstour gehen zu können. *„Such frictions might have been the reason why the two gentlemen never got any farther than Milan, where they only stayed for two days.“*⁸⁰

1854 kehrte Andersen mit Viggos jüngerem Bruder Einar nach Italien zurück. Dieses Mal reiste der Dichter, der seinem Begleiter diese Stadt offenbar nicht vorenthalten wollte, auch wenn er selbst sich dort nicht besonders wohl fühlte, sogar nach Venedig. Generell entpuppte Einar sich als sehr viel angenehmerer Reisegefährte als sein Bruder, anscheinend akzeptierte er die Tagesgestaltung Andersens und dessen Eigenarten ohne offensichtlich zu murren, und so entwickelte sich die Reise für den Dichter diesmal sehr angenehm.

1861 hielt der Däne sich das letzte Mal in Rom auf, wieder traf er viele Künstler, besuchte seine bevorzugten Sehenswürdigkeiten und würdigte Kunst und Architektur der Ewigen Stadt.

⁷⁹ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*“, Tagebücher 1825 – 1875, Erster Band; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet; Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 248.

⁸⁰ Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land, where the lemon trees bloom? Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 185.

Wieder gab es Spannungen mit seinem Reisebegleiter, diesmal der Sohn seines Freundes Edvard Collins, Andersen hatte den Eindruck, dass seine Bemühungen als Reiseführer nicht genug geschätzt wurden. Dennoch scheint der dänische Dichter Rom genossen zu haben. „Nach eins mit Jonas und Bjornson hinaus zur Villa Albani gefahren; herrliche Callas wuchsen im Kanal, an den alten Statuen rankten sich Rosen empor, eine große Zypresse, große Buchsbaumhecken. Reiche Säle mit Statuen, Büsten und Gemälden.“⁸¹ Ob er geahnt hat, dass er Rom nie wieder sehen würde? Sven Hakon Rossel schreibt in seinem Werk *Do you know the land, where the lemon trees bloom? Hans Christian Andersen and Italy*, dass der dänische Schriftsteller in diversen Briefen an seine Freunde mehrfach erwähnte, dass er sich wohl zum letzten Mal in Rom aufhalte.⁸²

Nach Rom kehrte Andersen tatsächlich nie mehr zurück, doch im Jahr 1872 sah er ein letztes Mal Italien. Obwohl ursprünglich ein längerer Aufenthalt geplant war, blieb er nur eine Woche, doch es quälten ihn imaginäre Geldprobleme, und auch seine Gesundheit war bereits leicht angegriffen. Wieder besuchte er Venedig, wieder fühlte er sich dort nicht wohl, und alsbald trat er die Heimreise an. Es scheint, als wäre sein Interesse zu reisen nach diesem letzten Italienbesuch allmählich erloschen, der Dichter unternahm in den nächsten Jahren zwar noch einige kleinere, kürzere Reisen, bis nach Italien hat ihn sein Weg allerdings nicht mehr geführt.

Hans Christian Andersen starb am 4. August 1875 als international bekannter und hoch dekoriertes Künstler in Kopenhagen, wo er auch beigesetzt wurde.

3.3. Exkurs „Die „Freundschaft“ von H.C. Andersen und Charles Dickens

Aus Gründen, die noch näher zu erläutern sein werden, erscheint es der Verfasserin nicht angebracht, die Beziehung zwischen H.C. Andersen und Charles Dickens als „Freundschaft“ zu bezeichnen, „Bekanntheit“ erscheint hier der bessere Ausdruck, auch wenn einer von beiden, Andersen, im Gegensatz zu Dickens möglicherweise tatsächlich von einer echten Freundschaft ausging.

⁸¹ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*, Tagebücher 1825 – 1875, Erster Band; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet; Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 364.

⁸² Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land, where the lemon trees bloom? Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009

Klar ist jedenfalls, dass beide bereits eine wechselseitige Bewunderung für die Werke des jeweils anderen hegten, noch bevor sie sich tatsächlich kennenlernten. Man kann heute nicht genau nachvollziehen, wann Andersen begann, die Bücher von Charles Dickens zu lesen, fest steht jedoch, dass der dänische Schriftsteller schon sehr früh ein Bewunderer von William Shakespeare und Sir Walter Scott war, er die Werke englischer Autoren also sehr schätzte. Auch von seiner ersten Reise nach Großbritannien ist bekannt, dass England und dessen Bewohner großen Anklang bei ihm fanden. So schreibt er beispielsweise in seinem Tagebuch während der ersten Englandreise 1847 über einen Besuch der Westminster Abbey:

Die Kirche hat etwas Großartiges, wie schade, daß im Inneren eine kleine Kirche eingerichtet ist, aber das bietet den Engländern Komfort. Sie sind eine große Nation und vielleicht, in unserer Zeit, die einzige echt religiöse; es gibt eine Achtung vor den Sitten, es gibt Moral; wir reden nicht von Auswüchsen und Ausflüssen, wie sie in jeder großen Stadt vorkommen; es gibt eine Höflichkeit bei allen. Die Polizei weist einen auf der Straße auf die aufmerksamste Art zurecht; wenn man etwas fragt, bekommt man in jedem Geschäft die freundlichste Antwort.- Es gibt bei diesem Volk Ehrlichkeit, man fühlt sich wohl.⁸³

Nicolas Nickleby war das erste Werk von Charles Dickens, welches 1839 in Dänisch erschien. Als Andersen, der nur wenig Englisch sprach, 1847 zum ersten Mal nach England reiste, waren bereits zehn weitere Werke von Dickens in Dänische übersetzt worden (darunter auch *Oliver Twist* und *A Christmas Carol*), somit hatte Andersen jedenfalls Gelegenheit gehabt, sich mit der Arbeit seines englischen Kollegen mehr als ausreichend zu beschäftigen. Er selbst bezeichnete sich damals jedenfalls schon als großer Bewunderer von Charles Dickens.

Elias Bredsdorf, Professor an der University of Cambridge, der sich einen großen Teil seiner Karriere damit befasst hat, aufzuzeigen, dass H.C. Andersen auch in unserer Zeit weit mehr als „nur“ ein Autor von Märchen ist, meint sogar, besonders in Andersens Novelle *The two baronesses* einen gewissen literarischen Einfluss von Charles Dickens zu erkennen.

...particularly indeed in The two baronesses, which, in its broad humour and outspoken colloquial precision, recalls Dickens in many places, while in its plot it is

⁸³ Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen...*, *Tagebücher 1825 – 1875, erster Band*; ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet, Göttingen, Wallstein Verlag, 2000, Seite 268.

clearly influenced by Sir Walter Scott. Andersen was quite aware of the fact that at times his prose style might resemble that of Dickens, for in November 1852, he wrote a letter to Richard Bentley, his London publisher, and in that letter he mentions, “the difficulty of reproducing my style, which is said strangely to resemble Dickens’s without my having wished to copy it, for it is indeed my nature [...]”⁸⁴

Als Andersen zum ersten Mal in England ankam, war er überwältigt von seinem dortigen Bekanntheitsgrad und von dem Empfang, den man ihm bereitete. Er erhielt unzählige Einladungen und genoss den Ruhm, der ihm in England wesentlich üppiger zuteilwurde als in seiner eigenen Heimat, er wurde sogar eingeladen, die Königliche Familie kennenzulernen, etwas, das im England des 19. Jahrhunderts mehr als nur unüblich war, da es nur wenige Autoren gab, die sich die Königliche Familie zu kennen erlaubte. (Charles Dickens gehörte 1847 nicht dazu, obwohl er damals bereits extrem bekannt war.)

Andersen, damals also gefeierter Liebling der Hocharistokratie, wurde am 16. Juli 1847 von Lady Blessington, einer großen Verehrerin der Werke des dänischen Schriftstellers, zu einem Essen zu seinen Ehren eingeladen. Hier trafen sich die beiden Schriftstellerkollegen zum ersten Mal. Diese Begegnung scheint Andersen sehr beeindruckt zu haben, denn wenige Tage später schreibt er in einem Brief an eine Freundin:

Lady Blessington gave me the English edition of „Das Märchen meines Lebens“, and asked me to write my name in it; as I was writing it a man came into the room quite like the portrait we have all seen, a man who had come to town for my sake and had written „I must see Andersen“. When he had greeted the company, I ran from the writing table to meet him; we seized both each other’s hands, gazed into each other’s eyes, laughed and rejoiced, we knew each other so well, though we met for the first time – it was Charles Dickens.⁸⁵

Die beiden Kollegen scheinen wechselseitig voneinander sehr angetan gewesen zu sein, denn Dickens lud den Dänen ein, ihn, noch bevor er England wieder verließ, bei sich zu Hause zu besuchen, was Andersen auch tat. Und als der Däne schließlich per Schiff von Ramsgate aus

⁸⁴ Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens – a friendship and its dissolution*; Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956, Seite 13.

⁸⁵ Munksgaard, Ejnar; *Hans Christian Andersen’s visits to Charles Dickens as described in his letters*; Copenhagen, Levin&Munksgaard, 1937, Seite 18

abreiste, so war es Dickens, der überraschender Weise erschien, um ihm persönlich die Hand zum Abschied zu schütteln und eine gute Reise zu wünschen.

Die beiden blieben über die nächsten zehn Jahre hinweg in brieflichem Kontakt, auch wenn dieser teilweise etwas unregelmäßig stattfand. Andersen widmete seinem englischen Kollegen sogar ein eigenes Weihnachtsbuch, welches er *A Christmas greeting to my English friends* nannte. Dickens zeigte sich darüber hoch erfreut, was er in einem Brief folgendermaßen ausdrückte: „*A thousand thanks, my dear Andersen, for your kind and dearly-prized remembrance of me in your Christmas book. I am very proud of it and feel deeply honoured by it, and cannot tell you how much I esteem so generous a mark of recollection from a man of such genius as yours.*“⁸⁶

Der Ton zwischen Dickens und Andersen blieb über zehn Jahre hinweg sehr herzlich, immer wieder fragte Dickens, wann Andersen vorhabe, wieder nach England zu reisen, doch erst 1857 entschloss sich der dänische Autor schließlich dazu. Im März des Jahres teilte er Dickens in einem Schreiben mit, dass er vorhabe, sich im Sommer in England aufzuhalten und ersuchte seinen Schriftstellerkollegen, ihm mitzuteilen, ob dieser sich zur gleichen Zeit in London aufhalten würde. Für den Fall, dass Dickens sich gerade im Ausland aufhalten würde, plante er, seine Reise um ein Jahr zu verschieben und stattdessen die Schweiz zu besuchen. Daraufhin antwortete der Engländer quasi postwendend und sehr energisch:

We shall not be at home here in London itself after the first week of June, but we shall be at a little country house I have, only twentyseven miles away. It is on a line of railroad, and within an hour and a half of London, in a very beautiful part of Kent. You shall have a pleasant room there with a charming view, and shall live as quietly and wholesome as in Copenhagen itself.” Sowie: *“So, pray, make up your mind to come to England. We shall be at this place I mention, within an hour and a half’s ride, all through the summer, and if you will let me know when we may expect you, we shall look forward to that time with most cordial pleasure.”* Und abschließend etwas weiter unten: *“You will find yourself in a house full of admiring and affectionate friends, varying from three feet high to five feet nine. Mind! you must not think any more of going to Switzerland. You must come to us.”*⁸⁷

⁸⁶ Munksgaard, Ejnar; *Hans Christian Andersen’s visits to Charles Dickens as described in his letters*; Copenhagen, Levin&Munksgaard, 1937, Seite 30.

⁸⁷ Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens – a friendship and its dissolution*; Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956, Seiten 43 und 44.

Daraufhin entschloss sich Andersen nun tatsächlich zu seiner 2. Englandreise. Am 11. Juni 1857 kam er in Dickens Haus in Gad's Hill an, wo er sich, abgesehen von einigen Ausflügen nach London und in die Umgebung, bis zum 15. Juli 1857 aufhielt.

Aus Andersens Tagebuch sowie den Briefen, die er seinen Freunden schrieb, kann sehr leicht geschlossen werden, dass der Däne sich in der Gesellschaft seines englischen Dichterfreundes sehr wohl fühlte, auch Mrs. Dickens pries er in den höchsten Tönen. Doch bald bemerkt man, dass der Aufenthalt in Gad's Hill auch seine Schattenseiten hatte, so scheint der dänische Autor sich mit den Kindern des Hauses sowie Miss Hogarth, Mrs. Dickens Schwester, die Teile der Haushaltsführung übernommen hatte, nicht verstanden zu haben. In seinem Tagebuch liest man, dass er sich mit Miss Hogarth und den Kindern der Familie nicht verstand und sie als unhöflich empfand.⁸⁸

Letztendlich war es Dickens, in dessen Gesellschaft sich Andersen am wohlsten fühlte. Mit ihm konnte er offen über vieles diskutieren, ihm gegenüber schien er sich auch am besten auf Englisch ausdrücken zu können, bei ihm hatte er das Gefühl, verstanden zu werden. So erhielt beispielsweise sein Werk *To be or not to be* eine schlechte Kritik, und Andersen, der sich solche Vorfälle extrem zu Herzen nahm, fühlte sich daraufhin sehr schlecht. Doch wie so oft war es offenbar wieder Dickens, der es schaffte, ihn aufzurichten. In einem Brief berichtet Andersen davon:

I read the Athenaeum in the train one day I was coming down here alone, Dickens only came the next day, and [I] told him, and he took me in his arms, imprinted a kiss on my cheek, spoke most lovingly, begged me to appreciate what infinite gifts God had given me, how great was my vocation – these are his words I am repeating; begged me, like himself, never to read the criticism of the papers, “it will be forgotten in a week, and your book will live!” We went up onto Gad's Hill. He scraped with his foot in the sand. “That's criticism”, he said, then wiped it out with his foot, “Gone! But what God has given you remains.”⁸⁹

⁸⁸ Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens – a friendship and its dissolution*; Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956, Seiten 73 und 74

⁸⁹ Munksgaard, Ejnar; *Hans Christian Andersen's visits to Charles Dickens as described in his letters*; Copenhagen, Levin&Munksgaard, 1937, Seite 45.

Am 15. Juli 1857 beendete Andersen schließlich schweren Herzens seinen Aufenthalt in Gad's Hill und reiste über Frankreich zurück nach Dänemark. In den folgenden Jahren äußerte sich der Däne immer extrem positiv über den Aufenthalt bei Charles Dickens, er empfand die Zeit in Gad's Hill als eine besonders wertvolle, das Verhältnis zu Dickens selbst war eine besondere Bereicherung seines Lebens, und er dachte oft und mit großer Freude an seine 2. Englandreise zurück. Doch seltsamer Weise wurde kein einziger seiner Briefe von seinem Dichterkollegen mehr beantwortet, der Kontakt war einseitig beendet worden.

Für den Betrachter ist also einigermaßen klar ersichtlich, dass die Gefühle, die der dänische Schriftsteller Charles Dickens entgegenbrachte, und auch die Emotionen, die er mit seinem Aufenthalt in Gad's Hill verband, offenbar von englischer Seite nicht erwidert wurden. Dies ist verwunderlich, da es ja letztendlich Dickens selbst war, der zu Beginn ihrer Bekanntschaft die Nähe Andersens gesucht, der ihn auch selbst in sein Heim eingeladen hatte.

Elias Bredsdorf hat sich in *Hans Andersen and Charles Dickens, a friendship and its dissolution* intensiv mit der Frage beschäftigt, welche Gründe es gegeben haben könnte, dass der Aufenthalt des teilweise recht exzentrischen Dänen möglicherweise eher eine Belastung für seine Gastfamilie gewesen sein könnte, bzw. was der Anlass für Dickens war, sich in weiterer Folge zurückzuziehen.

Zunächst meint Bredsdorf, dass Andersen die teilweise recht überschwänglichen Briefe seines englischen Kollegen möglicherweise zu wörtlich genommen hat. Dickens Briefe könnten eher höflich als ernst gemeint gewesen sein, doch Andersen, der sich sein Leben lang nach Anerkennung und Zuneigung sehnte (auch wenn er es seinen Mitmenschen teilweise sehr schwer machte), sah dies als Beweis und Ausdruck ehrlicher Zuneigung. Die Art, in der Dickens zu anderen von Andersen sprach, scheint nun nicht ganz so höflich und anerkennend. So schreibt Dickens beispielsweise in einem Brief am 3. Juni 1857: *“Hans Christian Andersen may perhaps be with us, but you won't mind him – especially as he speaks no language but his own Danish, and is suspected of not even knowing that...”*⁹⁰ Diese Aussage ist tatsächlich rätselhaft, vor allem wenn man bedenkt, dass Dickens Andersen – der sich vor seinem Aufenthalt in Gad's Hill aufgrund seines mangelhaften Englisch große Sorgen machte – stets Komplimente über seine gute Sprachbeherrschung gemacht hatte.

⁹⁰ Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens – a friendship and its dissolution*; Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956, Seite 112.

Bredsdorf bringt diese Bemerkung von Dickens in Zusammenhang mit Mrs. Mary Howitt, die Andersens erste Übersetzerin aus dem Dänischen ins Englische war. Sie dachte, nachdem sie die erste war, die Andersens Werke für den englischen Markt übersetzte, dass sie quasi ein "Monopol" auf Andersen habe und trachtete danach, mit ihm einen Vertrag für seine künftigen Arbeiten abzuschließen. Andersen schien ihr gegenüber aber im Zweifel und vergab die Übersetzungsarbeit für seine nächste Novelle stattdessen an jemanden anderen, ein Geschehnis, das Mrs. Howitt zweifellos sehr kränkte. Sie wollte nichts mehr mit Andersen zu tun haben, schrieb in der Folge schlecht über ihn und scheint auch die Meinung verschiedener anderer Personen negativ gegen den dänischen Schriftsteller beeinflusst zu haben, einer davon könnte auch Charles Dickens gewesen sein, den eine Bekanntschaft mit Mary Howitt verband.

Meist ist es allerdings eine Summe aus kleinen Teilen, die letztendlich ein großes Ganzes ergeben. Faktum ist, dass Dickens teilweise nicht sehr nett über seinen dänischen Kollegen schrieb, so machte er sich über dessen Angst vor Diebstahl lustig, sowie über seine generelle Art. Selbst in einem Brief an William Jerdan, der ein Freund und großer Bewunderer von Andersen war und sich offenbar nach dem Dänen erkundigt hatte, ist zu bemerken, dass Dickens seinen Hausgast offenbar nicht besonders ernst nahm.

One day he came home to Tavistock House, apparently suffering from corns that had ripened in two hours. It turned out that a cab driver had brought him from the City, by way of the new unfinished thoroughfare through Clerkenwell. Satisfied that the cabman was bent on robbery and murder, he had put his watch and money into his boots – together with a Bradshaw, a pocket-book, a pair of scissors, a penknife, a book or two, a few letters of introduction, and some other miscellaneous property. These are all the particulars I am in condition to report. He received a good many letters, lost (I should say) a good many more, and was for the most part utterly conglomerated – with a general impression that everything was going to clear itself up tomorrow.⁹¹

Angemerkt soll hier jedoch werden, dass Ironie durchaus zum Schreibstil des vielseitigen englischen Schriftstellers gehörte. Dickens stellte sich in Briefen an seine Freunde und Kollegen natürlich auch selbst dar, weshalb die ironische Beschreibung des dänischen

⁹¹ Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens – a friendship and its dissolution*; Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956, Seite 114.

Besuchers möglicher Weise weniger über das Verhältnis von Dickens zu Andersen aussagt, als vielmehr generell den persönlichen Stil des Engländers charakterisiert und auch in Briefen deutlich macht.

Das Erlebnis, Andersen ob schlechter Kritik zutiefst niedergeschmettert vorzufinden und ihn aufrichten zu müssen, scheint Dickens nicht wirklich zu einer positiven Meinung über den sensiblen Dänen motiviert zu haben. Obwohl er nach außen freundlich und zuvorkommend wirkte, ernsthaft daran interessiert, Andersen wieder aufzubauen, konnte er mit diesem Vorfall vermutlich nicht besonders gut umgehen, da Dickens selbst sich absolut nicht für die Kritik an seinen eigenen Werken interessierte und seine Kritiker meist völlig ignorierte.

Auch Andersens schlechtes Englisch scheint die Familie Dickens dazu gebracht zu haben, den Dänen nicht ernst zu nehmen, hinter seinem Rücken sogar über ihn zu lachen (wie Sir Henry Dickens laut Elias Bredsdorff schreibt), was letztendlich dazu führte, dass Andersen sich in der Familie nie richtig integrieren konnte. Andersen selbst scheinen seine mangelhaften Sprachkenntnisse tatsächlich nicht bewusst gewesen zu sein, da er in mehreren Briefen seine große Freude darüber äußerte, wie sehr sein Englisch sich stündlich verbessern würde und wie leicht es ihm nun fiel, an Diskussionen, die rein in Englisch geführt wurden, teilzunehmen.

Aber auch ganz andere Dinge mögen in Summe dazu geführt haben, dass Dickens nach der Abreise seines dänischen Kollegen den Kontakt zu ihm schließlich abbrach. Der Besuch Andersens scheint tatsächlich eine Belastung für Dickens gewesen zu sein, zunächst nicht, weil er eine Abneigung gegen den dänischen Dichter verspürte, sondern weil sein Freund Douglas Jerrold kurz zuvor gestorben war. Um dessen Familie finanziell zu versorgen, arrangierte Dickens verschiedene Charity-Feiern (Amateurtheater-Aufführungen, etc.), was sehr viel Zeit in Anspruch nahm, und was natürlich verhinderte, dass Dickens sich unbelastet – und vielleicht auch “milder” gestimmt - mit dem teilweise recht anstrengenden Dänen auseinander setzen konnte.

Außerdem scheint es, als wäre zum Zeitpunkt des Besuches von Andersen die Ehe zwischen Dickens und seiner Frau nicht mehr glücklich gewesen, und schon ein Monat nach dessen Abreise trennten die beiden sich. Andersen, der vor Ort offenbar nie einen diesbezüglichen Hinweis bemerkt hatte, erfuhr erst daheim davon und zeigte sich tief betroffen. Dickens wollte möglicherweise mit seinem “alten Leben” nichts mehr zu tun haben, weshalb er den

Kontakt zu Andersen nicht mehr fortsetzte. Und “last not least” muss man unumwunden zugeben, dass der Däne viel zu lange in Dickens Haus blieb. Angekündigt war er für maximal zwei Wochen, geblieben war er fünf Wochen.

Dennoch: Wir können nur spekulieren, weshalb die Beziehung zwischen Andersen und Dickens so abrupt endete, Gründe scheint es viele gegeben zu haben, vor allem, wenn man diese in Summe betrachtet.

In Ermangelung einer Zeitmaschine werden wir vermutlich nie zu 100% verstehen können, wie es geschah, dass zwei derart geniale Künstler einander zunächst so gewogen waren, und danach den Kontakt miteinander (einseitig) einstellten. Ein möglicher Grund könnte sein, dass hier zwei allzu unterschiedliche Charaktere aufeinander trafen. Zwar kamen beide aus der Unterschicht, zwar liebten beide das Reisen und waren geniale Schriftsteller – doch für eine lebenslange Freundschaft scheint das nicht gereicht zu haben. Dickens war ein in seiner Heimat umjubelter Schriftsteller, Vorstand einer großen Familie und setzte sich für die Rechte der sozial Unterprivilegierten ein. Andersen war eine sehr komplizierte, oft schwierige Persönlichkeit, ein Einzelgänger, der in seiner eigenen Heimat lange nur wenig Anerkennung erfuhr, dem soziale Ungerechtigkeit zwar auffiel, der allerdings eher davor zurückschreckte.

Die freundlichen Gefühle, die Dickens zweifellos zu Beginn für seinen berühmten Kollegen hatte, sind mit der Zeit offenbar verschüttet worden, doch er war höflich genug, es Andersen während seines Aufenthaltes nicht merken zu lassen. Dem Dänen scheint, auch im Nachhinein, nie der geringste Verdacht gekommen zu sein, dass Dickens ihm gegenüber längst nicht so freundlich und herzlich eingestellt war, wie er es vermuten ließ. Auch wenn Dickens Auftreten natürlich auch als nicht besonders edel interpretiert werden könnte, erwies er sich dennoch als perfekter Gastgeber, der Andersen aufrichtete, wo er nur konnte und sich mit ihm beschäftigte, wann immer er die Zeit dafür fand.

Dennoch war Dickens der Unterschied zwischen ihm und dem Dänen vermutlich deutlicher bewusst, als sein Kollege dies jemals wahrnahm. Oder wie Elias Bredsdorff bemerkt:

Andersen had none of the bursting vitality and devil-may-care attitude which characterised so many of Dickens's closest friends, Mark Lemon, Wilkie Collins, etc. Dickens could drip with sentiment in his books, never in personal relations; among his

*friends he was boyish and playful. Hans Andersen's humor, which is so obvious in his books, was less frequently seen in his relationship with others, and in a foreign language naturally could hardly fail to vanish. With his exceedingly strong emotional nature Andersen must often have appeared sentimental; to see him cry over an unfavourable criticism in a journal must have seemed unmanly and undignified to a person like Dickens, who did not give a fig for reviews.*⁹²

Trotzdem: Auch wenn die Freundschaft, die Andersen so viel bedeutete, so plötzlich zu Ende war: Der Besuch in Gad's Hill war für den Dänen eine sehr glückliche Zeit, und er scheint sich immer sehr gerne daran zurückerinnert zu haben. Und Dickens? Wir wissen nicht, wie er in weiterer Folge über den teilweise sehr anstrengenden Dänen dachte, doch für eine gewisse Zeit, hatte er die Bekanntschaft mit seinem Dichterkollegen sicher ebenfalls als Bereicherung empfunden, sonst hätte er ihn wohl kaum zu sich nach Hause eingeladen.

Somit kann die Bekanntschaft – solange sie dauerte und unter Anwendung gewisser Parameter – für beide Seiten durchaus als Erfolg gewertet werden.

3.4. Fanny Lewald, ihr Leben und ihre Beziehung zum Reisen und zu Italien

3.4.1. Kindheit, Jugend und „frühe“ Entscheidungen

Fanny Lewald wurde am 24. März 1811 in Königsberg (im damaligen Preußen) als ältestes von neun Kindern des jüdischen Kaufmannes David Marcus und seiner Frau Zipora geboren. 1831 ließ der Familienvater den Namen der Familie in „Lewald“ umändern, da er hoffte, dass seine Kinder von der Diskriminierung, die Juden miterleben mussten, verschont bleiben würden. Fanny, die auf Drängen des Vaters schon Jahre zuvor zum protestantischen Glauben übergetreten war, bereute diese Entscheidung jedoch bald, da sie der Vorstellung eines christlichen Gottes schon sehr früh kritisch gegenüber stand.

Fast bis zum 14. Lebensjahr durfte Fanny eine Privatschule besuchen, da der Vater beschlossen hatte, ihre Intelligenz und ihren Wissensdurst - ganz im Gegensatz zu den damaligen Gepflogenheiten – bis zu einem gewissen Grad zu fördern. Eine

⁹² Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens – a friendship and its dissolution*; Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956, Seite 117.

Universitätsausbildung, die ihren Brüdern ganz selbstverständlich offenstand, blieb ihr – als Frau – jedoch verwehrt. „Schon zwischen dem 13. und 14. Lebensjahr musste Fanny die Schule verlassen, was ihr großen Kummer bereitete, denn sie war von einem lebhaften Trieb beherrscht, zu lernen und zu wissen,“⁹³ schreibt Marieluise Steinhauer in ihrer Dissertation mit dem Titel *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*. „Nach der frühen Beendigung der Schulzeit machte der Vater einen strengen Tagesplan für Fanny: 5 Stunden täglich musste sie handarbeiten und nähen, und 2 Stunden Klavier üben. Als geistige Anregung blieb ihr nur das Nachlesen der alten Schulbücher.“⁹⁴

Da sie fünf Schwestern hatte, war bereits früh klar, dass auch eine große Mitgift letztendlich nicht zu Verfügung stehen würde, obwohl entsprechende Mittel das konventionell Einzige gewesen wären, das Fanny ein unabhängiges Leben gestattet hätte – so wie es ihrer hohen Intelligenz und ihrem unabhängigen Denken eigentlich entsprach. Schließlich verliebte sie sich auch noch unglücklich in ihren Cousin, doch die Eltern stimmten einer Eheschließung nicht zu. Au contraire versuchten sie, Fanny an einen viel älteren, ihr unbekanntem Mann zu verheiraten – eine Eheschließung, die sie ablehnte und später als „ausgesprochen demütigende Erfahrung“ beschrieb.⁹⁵

Die Tatsache, dass Fanny sich weigerte, den von den Eltern ausgewählten Bräutigam zu heiraten, dass sie sich weiters auch weigerte, auf Wunsch der Eltern jemand anderen zu heiraten, der ihrem Stand entsprach, führte zu einer gewissen Entfremdung, dennoch sollte betont werden, dass die junge Fanny mit großer Liebe an ihren Eltern hing. Trotzdem beschritt sie konsequent ihren damals sehr ungewöhnlichen eigenen Weg und beschloss, keine konventionelle Ehe einzugehen, denn sie hatte erkannt, dass eine Heirat ohne Liebe, nur um die Anforderungen der Gesellschaft zu erfüllen, für sie nicht in Frage kam.

Unterstützt von ihrem Onkel August veröffentlichte sie 1843 ihren ersten Roman (*Clementine*) in Leipzig und bezog 1845, nach dem Tod der Mutter, schon als recht erfolgreiche Schriftstellerin und nachdem sie eine Weile bei ihrer Tante gelebt hatte, in Berlin erstmals alleine eine eigene Wohnung. Damals ein Skandal für eine alleinstehende Frau!

⁹³ Steinhauer, Marieluise, *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*, Inaugural-Dissertation, Charlottenburg, Karl u. Richard Hoffmann, 1937, Seite 6.

⁹⁴ Ebendort, Seite 7.

⁹⁵ Ujma, Christina (Hg.), *200 Jahre Fanny Lewald – Leben, Werk und Forschung in Fanny Lewald (1811 – 1889) – Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen*, Bielefeld, Aisthesis Verlag, 2011; Seite 8.

Doch dieser Schritt machte sie mit vielen Persönlichkeiten der Literatur und der preußischen Gesellschaft, die offenbar mit einer selbstbewussten, unverheirateten Frau keine Probleme hatte, bekannt. *„Die Hoffnung dämmerte mit dem Tage auf; und die klare Morgensonne, die hell in meine Fenster fiel, brachte mir mit meinem verlorenen Mut auch meine lebenslustige Zuversicht zurück. Ich sah mich um, es gefiel mir wieder in der Stube. Ich hatte die erste Nacht in meiner eigenen Wohnung geschlafen, ich stand in meiner eigenen Wohnung auf. Das machte mir Vergnügen“*, schreibt Fanny Lewald nach den überstandenen Selbstzweifeln der ersten alleine in ihrer Wohnung verbrachten Nacht. Und etwas weiter unten fährt sie fort: *„Mit einem großem Behagen ging ich, nachdem ich mich angekleidet hatte, in der Stube auf und ab. Es freute mich so, dass hier niemand ohne meine Erlaubnis hineinkommen konnte, dass ich nicht, wie bisher bei meiner Tante, in einem Durchgangszimmer wohnte, wo ich mich immer wie auf offener Straße empfunden.“*⁹⁶

Betrachtet man Fanny Lewalds „frühe“ Jahre, dann wird sehr rasch klar, dass es sich hier um eine äußerst intelligente, zielstrebige und auch zielbewusste junge Frau handelte, die sehr bald wusste, was sie wollte (und natürlich auch was sie nicht wollte), und die bereit war, eigene Entscheidungen zu fällen und diese Entscheidungen konsequent zu verfolgen. Für die damalige Zeit war Fanny gewiss ein extremer „Freigeist“, und es fällt schwer, heutzutage nachzuvollziehen, was diese Entscheidungen sie persönlich gekostet haben mögen. Dennoch liegt auf der Hand, dass Fanny Lewald in späteren Jahren keinesfalls die Persönlichkeit geworden wäre, als die sie letztendlich heute noch bekannt ist – als unabhängige Frau und Intellektuelle -, wenn sie nicht bereits früh dazu bereit gewesen wäre, sehr konkrete und ungewöhnliche Entscheidungen für sich und ihr Leben zu treffen.

3.4.2. Adolf Stahr und spätere Jahre

Ihre große Liebe Adolf Stahr lernt Fanny 1845 auf ihrer ersten Italienreise kennen. Die wohlwollende deutsche Gesellschaft in Rom hatte ursprünglich versucht, die alleinstehende junge Frau zu verheiraten, doch diese war entschlossen, ihre quasi erst neu gewonnene Freiheit (von den Entscheidungen der Eltern und den Konventionen in Königsberg) nicht wieder aufzugeben. Als sie Adolf Stahr traf, ließ sie sich nur zögernd auf ihre Gefühle für ihn ein, da Stahr verheiratet und Vater von fünf Kindern war.

⁹⁶ Lewald, Fanny; *Meine Lebensgeschichte*, 3. Band, *Befreiung und Wanderleben*, Frankfurt am Main, Helmer, 1989, Seite 235.

Den römischen Winter verbringt Fanny Lewald in der Gesellschaft Stahrs und eines anregenden Freundeskreises, zu dem auch Hermann Hettner gehörte und der Maler Louis Gurlitt. Als Stahr am 29. April 1846 Rom verlassen mußte, um am 1. Juni – nach einem kurzen Aufenthalt in Süditalien wieder in Oldenburg zu sein, wurde beiden die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Beziehung klar. Fanny Lewald entließ Stahr mit der festen Absicht, auf seine Liebe zu verzichten und sich seine Freundschaft zu bewahren.⁹⁷

Auf Ischia, im weiteren Verlauf ihrer Reise, erfuhr sie vom plötzlichen Tod des Vaters und auch, dass sie nunmehr die Verantwortung für die unverheirateten Schwestern zu übernehmen hatte, weshalb sie widerstrebend nach Berlin zurückkehrte. Hier kontaktierte Stahr sie und zog – obwohl immer noch verheiratet – 1852 dauerhaft nach Berlin, wo die beiden nunmehr in einer (damals natürlich skandalösen) festen Beziehung miteinander leben, die natürlich nicht allgemein akzeptiert wurde.

Als frauenbewegte Schriftstellerin, geborene Jüdin und langjährige Geliebte eines anderweitig verheirateten Mannes war sie nach 1848 immer wieder heftigen Angriffen ausgesetzt, die sich gegen ihre ethnische Herkunft, gegen ihr Geschlecht und ihr Privatleben richteten. Sie hat sich davon kaum einschüchtern lassen, aber diese Erfahrung hat sie gegenüber den Schwächen ihrer Mitmenschen nicht gerade toleranter gemacht.⁹⁸

Doch Fanny Lewald und Adolf Stahr kämpften für ihre Beziehung. Jahrelang versuchten sie, die Scheidung von Stahrs erster Frau durchzusetzen, und schließlich gelang es. 1852 konnten die beiden schließlich heiraten, und von da an stellten sie ihre mühsam errungene, gemeinsame bürgerliche Existenz besonders gerne zur Schau. Fanny übernahm problemlos die Rolle der Hausfrau und teilweise auch die Erziehung von Stahrs Kindern, wenn diese sich beim Vater aufhielten.

Sie definiert sich selbst als “Schriftstellerin und Hausfrau” und macht kein Hehl daraus, “daß ich in der Unterordnung unter einen verehrten Mann und in meinem häuslichen und mütterlichen Beruf mein größtes Glück finde.” Heutige Frauen

⁹⁷ Steinhauer, Marieluise, *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*, Inaugural-Dissertation, Charlottenburg, Karl u. Richard Hoffmann, 1937, Seite 11.

⁹⁸ Ujma, Christina (Hg.); Ujma, Christina, *200 Jahre Fanny Lewald – Leben, Werk und Forschung in Fanny Lewald (1811 – 1889) – Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen*, Bielefeld, Aisthesis Verlag, 2011; Seite 11.

kritisieren diesen Widerspruch im Emanzipationsverständnis der Fanny Lewald, doch Lewalds oberstes Ziel ist die Ehe als frei gewählte Lebens- und Liebesgemeinschaft.⁹⁹

Dennoch muss darauf hingewiesen werden, dass die Schriftstellerin sich gerne als Hausfrau sah und die Pflichten einer solchen auch bereitwillig übernahm, es ihr aber trotzdem wichtig war, eine unabhängige, selbstständige Frau zu sein und zu bleiben. Die konventionelle Hausfrauenrolle war nur ein Teil der Persönlichkeit von Lewald, der andere Teil war derjenige einer willensstarken Frau, die den Weg ging, den sie sich vorgenommen hatte. Unter diesem Gesichtspunkt scheint die Kritik an Fannys Verständnis, einerseits gängige Konventionen zu verweigern und sich andererseits teilweise darauf einzulassen, durchaus berechtigt. Fanny Lewald und Adolf Stahr führten eine auch im heutigen Sinn moderne und partnerschaftliche Ehe.

Der Ehevertrag vom 25. Mai 1854, in dem sie sich eigenes Vermögen und freie Verfügung darüber vorbehält, belegt, dass sie ihre Eigenständigkeit wahren will. Allmonatlich steuert sie die Hälfte zur Miete der Wohnung und den Lebenshaltungskosten bei. Ihre Honorare stellen oft die wichtigste Einnahmequelle des Ehepaars dar, Stahr kränkelt oft und hat auch finanzielle Verpflichtungen gegenüber seiner Exfrau und den Kindern. Lewald gilt als eine der ersten deutschen Berufsschriftstellerinnen, die vom Ertrag ihrer Arbeit gut leben kann.¹⁰⁰

Nach der Heirat setzte Fanny Lewald ihre schriftstellerische Tätigkeit fort, und es entstanden einige ihrer bedeutendsten Werke (die im Folgenden noch besprochen werden sollen). Stahr, mit dem Lewald offenbar während der gesamten zwanzigjährigen Ehe durchaus glücklich war, starb 1876 und ließ Fanny in tiefer Trauer zurück. *„Ihre dreizehn Witwenjahre sind trotz Geselligkeit und ausgebreiteten verwandtschaftlichen Beziehungen überschattet von dem ständigen Gefühl der Einsamkeit und dem immer wieder hervordringenden Bewusstsein, den geistigen Austausch mit dem ihr vertrautesten Menschen zu entbehren.“¹⁰¹*

⁹⁹ Ujma, Christina (Hg.); Ujma, Christina, *200 Jahre Fanny Lewald – Leben, Werk und Forschung* in *Fanny Lewald (1811 – 1889) – Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen*, Bielefeld, Aisthesis Verlag, 2011, Seite 56.

¹⁰⁰ Ebendort, Seite 54.

¹⁰¹ Steinhauer, Marieluise, *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*, Inaugural-Dissertation, Charlottenburg, Karl u. Richard Hoffmann, 1937, Seite 14.

3.4.3. Reisen, das Verhältnis zu Italien und einige bekannte Werke

Als Fanny 21. Jahre alt war, nahm ihr Vater sie zum ersten Mal auf eine Reise außerhalb Deutschlands mit, und im Anschluss daran verbrachte sie Herbst/Winter 1832/1833 bei Verwandten in Breslau. Dies war der Beginn von Fanny Lewalds Reisetätigkeit, die sich für den Rest ihres Lebens fortsetzen sollte. Schon nach ihrem ersten, selbstständig finanzierten Aufenthalt in Böhmen beschloss sie, im Juni 1845 nach Italien zu reisen. Fannys Aufbruch dorthin war von einem großen Gefühl der Verlassenheit überschattet, und sie schrieb in *Meine Lebensgeschichte*: *“Hätte aber an jenem Morgen ein von mir geachteter Mann mir seine Hand angetragen und mich zum Weibe begehrt, ich glaube, ich würde seinen Vorschlag angenommen haben, so schmerzlich dünkte mich das einsame Fortgehen, so wenig hielt ich es für möglich, noch wahre Liebe für mich zu finden, so überwältigend wirkte der Augenblick.”*¹⁰²

Bald erfreute sie sich jedoch an ihrer Entscheidung, Berlin verlassen zu haben, sie fühlte sich wohl unterwegs und betrachtete das Reisen als Gelegenheit, neue Menschen und Eindrücke kennen zu lernen und als Persönlichkeit daran zu wachsen. Diese Einstellung behielt Fanny Lewald für den Rest ihres Lebens bei, Reisen gaben ihr die Möglichkeit, dem Alltag (und manchmal auch den Sorgen) daheim zu entfliehen, sich weiterzubilden, neue Eindrücke zu sammeln und sich Inspirationen für ihre weiteren Werke zu holen.

Besonders Italien hatte es Fanny Lewald angetan. *“Am Morgen strahlte mir der See, strahlte mir Italien in seiner blendenden, sinnberauschenden Herrlichkeit entgegen”*, erzählt sie überschwänglich in *Meine Lebensgeschichte* von jenem Morgen, an welchem sie zum ersten Mal in Italien erwachte. *“Italien umfing mich, Italien nahm mich in seinen Zauberring auf, und wie jene ritterlichen Pilger, die zum heiligen Grabe wallen, sollte ich in Italien durch Nacht und Sonne, durch Schmerz zu Wonne, durch Tod zu neuem beglückendem Leben eingehen!”*¹⁰³ Und auch 20 Jahre später, als sie am *Römischen Tagebuch* arbeitet, stehen ihr die Erinnerungen an jenen ersten Italienbesuch lebhaft vor Augen.

Der Herbst des Jahres 1845 war außerordentlich schön und warm, und ich genoß ihn in dem fremden Lande, in der mir neuen südlichen Natur mit täglich neuer Freude. Noch heute, nachdem volle zwanzig Jahre seit jenem meinem ersten Eintritt in Italien hingegangen sind, kann ich mir die Eindrücke, welche ich damals empfangen habe,

¹⁰² Lewald, Fanny; *Meine Lebensgeschichte*, 3. Band, *Befreiung und Wanderleben*, Frankfurt am Main, Helmer, 1989, Seite 279.

¹⁰³ Ebendort, Seite 297.

*mit einer solchen Deutlichkeit in das Gedächtnis zurückrufen, daß ich alle die Lust und Wonne in der Tat noch einmal zu erleben meine.*¹⁰⁴

Von Mailand über Genua und Florenz reiste sie weiter nach Rom, ein Erlebnis, welches sie sehr bewegte. Und tatsächlich kehrte sie im Laufe ihres Lebens noch insgesamt dreimal nach Rom zurück, wo sie sich besonders wohl zu fühlen schien. Nur einmal brachte Rom nicht die erhofften positiven Impulse, nämlich als sie gemeinsam mit Adolf Stahr Jahre später an den Ort ihres ersten Kennenlernens zurückkehrten und beide erkrankten, sodass sie weder positive geistige Anregungen noch körperliche Erholung fanden.

Fanny Lewald unternahm zahlreiche Reisen quer durch Europa, sie lernte Paris, England, die Schweiz kennen, sogar Helgoland besuchte sie (um nur einige der ihrer Ziele zu nennen). Vor allem die Jahre zwischen 1846 und 1852 zeichneten sich durch ein besonders unstetes Wanderleben aus, da sie einerseits Bildungsreisen unternahm, um literarischen Stoff sammeln zu können, andererseits aber auch oft Einladungen von Freunden annahm, da sie finanziell nicht abgesichert war und derartige Einladungen aus pekuniären Gründen annehmen musste. Außerdem gestaltete sich das Verhältnis zu Adolf Stahr in dieser Zeit sehr schwierig, da seine Frau die Einwilligung zur Scheidung zurückgezogen hatte, und Fanny sich in diesen Jahren offenbar sehr unglücklich fühlte. Nach ihrer Eheschließung wurde sie ruhiger, sie und ihr Mann verbrachten viel Zeit in Berlin, obwohl das Paar gemeinsam gerne immer wieder zu größeren Reisen aufbrach.

Als Adolf Stahr verstorben war, wurden Fannys Auslandsaufenthalte sogar noch häufiger, wieder wollte sie sich von ihrem privaten Unglück ablenken, bzw. war das Zurückziehen an vertraute Orte (beispielsweise Rom) auch Gelegenheit für sie, das Ableben ihres Lebenspartners besser zu verkraften.

Im Folgenden sollen noch einige der Werke Fanny Lewalds beschrieben werden, die oft in Zusammenhang mit ihrem persönlichen Leben stehen (besonders die frühen Werke sind sehr eng mit ihrem eigenen Erlebten verknüpft), und auch ihre Reisetätigkeit hat sie oft inspiriert, bzw. wurden unmittelbare Reiseerlebnisse darin verarbeitet.

¹⁰⁴ Lewald, Fanny; *Römisches Tagebuch*, 1845/46, Heinrich Spiro, Leipzig, 1927, Seite 11.

Fanny Lewalds erster Roman, welcher anonym herausgegeben wurde, da kein Fremder wissen sollte, dass eine Frau ihn geschrieben hatte, war *Clementine* und erschien 1843. Die Ausgangssituation darin ähnelte sehr dem, was Fanny selbst vor kurzem erlebt hatte: Die von der damaligen Gesellschaft als alterndes Mädchen empfundene Clementine verliebt sich in einen Mann, der von der Familie nicht für passend erachtet wird, stattdessen wird sie zu einer unerwünschten Eheschließung gedrängt. Später, nachdem Clementine mit einem um vieles älteren Arzt verheiratet ist, trifft sie ihre Jugendliebe wieder, und es geht nun um die Frage, ob man der „alten“ Neigung nachgeben oder die Ehe aufrechterhalten soll. Die Protagonistin des Romans – oder vielmehr Fanny Lewald – entscheidet sich schließlich für die Aufrechterhaltung der Ehe.

In *Jenny* befasst die Schriftstellerin sich mit der Ehe zwischen Juden und Christen, wieder nimmt sie sich eines Themas an, das ihr selbst nahe steht, war sie doch als Jüdin geboren und erst später zum Christentum konvertiert. *“Bei der zeitgenössischen Kritik fand dieser zweite Roman Fanny Lewalds im Allgemeinen eine sehr gute Aufnahme. Besonders gelobt wurde die Darstellung der Religionskämpfe Jennys.”*¹⁰⁵ Und in *Eine Lebensfrage* beteiligte sich Fanny Lewald an der damals gerade stattfindenden Diskussion zur Ehescheidungsgesetzgebung. Die Leserschaft wurde aufgefordert, den Höhen und Tiefen der Ehe eines „schöngeistigen Gutsbesitzers mit schriftstellerischen Tendenzen und einer derb diesseitigen Hausfrau“ zu folgen, wobei die Frau von Beginn an sehr unsympathisch geschildert wird.¹⁰⁶ Fanny wollte damit beweisen, dass viele Ehen bereits quasi von Anfang an zum Scheitern verurteilt sind, und dass das auf Gewohnheit basierende Zusammenleben eigentlich unsittlich sei, sobald die Liebe fehlen würde.

Die Liebe trieb Fanny auch zur Niederschrift von *Römisches Tagebuch*. Dieses Werk befasst sich in etwa mit dem gleich Zeitraum, der auch in *Italienisches Bilderbuch* beschrieben wird, im Gegensatz zu ersterem war *Italienisches Bilderbuch* allerdings als klassischer Reisebericht für eine möglichst breite Leserschaft und zur materiellen Sicherung der Schriftstellerin (ihr Vater war soeben verstorben) gedacht. (*Italienisches Bilderbuch* wird im Folgenden noch vertiefend beschrieben werden). In *Römisches Tagebuch* schreibt Fanny Lewald auf Basis ihrer eigenen Tagebücher etwa zwanzig Jahre später von ihrem ersten Winter in Rom, wobei der Fokus auf das Kennenlernen von Adolf Stahr gerichtet ist. *Römisches Tagebuch* war ein

¹⁰⁵ Steinhauer, Marieluise, *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*, Inaugural-Dissertation, Charlottenburg, Karl u. Richard Hoffmann, 1937, Seite 68.

¹⁰⁶ Ebendort, Seite 70.

sehr persönliches Geschenk an ihren Mann, und obwohl dieser eine Veröffentlichung ausdrücklich wünschte und diese von Fanny auch vorbereitet wurde, geschah dies erst nach dem Tod der Schriftstellerin.

Viele meinen, dass Fanny Lewald den Höhepunkt ihres künstlerischen Schaffens erst nach ihrer Eheschließung mit Adolf Stahr erreichte. Faktum ist, dass sie ihre Arbeit sehr produktiv fortsetzte, es folgten weitere Romane (beispielsweise *Wandlungen*, Lewalds umfangreichstes Werk, welches stilmäßig durch eine konsequente Abkehr vom Tendenzroman auffällt), aber auch Aufsätze, etc. Die Schriftstellerin vertrat ihre Ansichten immer offener, so waren ihr unter anderem die Berufstätigkeit der Frau und auch die Frauenbildung stets ein großes Anliegen. Mit zunehmendem Ansehen äußerte sie sich auch vermehrt politisch, ihr Verhältnis zur Frauenbewegung kann allerdings trotzdem als distanziert bezeichnet werden. Im Vergleich zu Louise Otto-Peters, einer Frauenrechtlerin, die sich unter anderem die Aufgabe gestellt hatte, in Not befindliche, verarmte Frauen zu gelernter Arbeit zu erziehen, schreibt Marieluise Steinhauer: *“Fanny Lewald dagegen hat sich niemals in praktischer Arbeit für die Ziele der Frauenbewegung eingesetzt. In erster Linie war Lewald belletristische Schriftstellerin, die sich gelegentlich auch in theoretischer Form und auch zur Frauenfrage äußerte.”*¹⁰⁷

Fanny Lewald, die deutsche George Sand, wie man sie oft bezeichnete - auch wenn die beiden großen Schriftstellerinnen sich nie persönlich kennen gelernt hatten, obwohl Lewald sich lange darum bemühte -, starb 1889 in Dresden, wurde jedoch in Wiesbaden beerdigt. In Dresden benannte man eine Straße nach ihr, die heute noch unter dem Namen “Fanny-Lewald-Straße” zu finden ist.

3.5. Exkurs „weibliches Reisen“ und Bezug zum 19. Jahrhundert und Italien

Simone de Beauvoir schreibt über das „Anderssein“ der Frau: *„Sie wird bestimmt und unterschieden mit Bezug auf den Mann, dieser aber nicht mit Bezug auf sie; sie ist das Unwesentliche angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, das Absolute: sie ist das*

¹⁰⁷Steinhauer, Marieluise, *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*, Inaugural-Dissertation, Charlottenburg, Karl u. Richard Hoffmann, 1937, Seite 52.

Andere.¹⁰⁸ Dieses „Anderssein“ wurde und wird bereits seit Jahrtausenden diskutiert, schon Aristoteles war der Meinung, dass der Frau im Vergleich zum Mann letztendlich verschiedene Eigenschaften fehlen würden, weshalb man das Wesen der Frau als etwas betrachten müsse, das an einer natürlichen Unvollkommenheit leide.¹⁰⁹

Die soziologische Theorie des „Othering“ – das Differenzieren und Distanzieren einer Gruppe, der man sich zugehörig fühlt, zu anderen Gruppen – ist hier klar ersichtlich. Die andere Gruppe (in unserem zu besprechenden Fall die Frauen) werden gleichzeitig als „minder“ oder zumindest die „Abweichung von der Norm“ gesehen. Julia Reuter vertritt die These, dass das Fremde, das „Andere“ gerade deshalb so anders ist, weil es von der eigenen Gesellschaftsordnung so konstruiert wird¹¹⁰, wir betrachten also auch im Falle des weiblichen „Othering“ etwas von der Gesellschaft zur Norm gemachtes, was über viele Jahrhunderte hinweg seine Gültigkeit und Berechtigung hatte.

Daraus entstanden Frauen eine Menge Nachteile, welche in allen Lebensbereichen zu finden waren und teilweise bis heute noch sind. Das Reisen bildet(e) hierbei keine Ausnahme.

Die Reise gehört zu den ältesten und allgemeinsten Formen männlichen Lebens, sie läßt sich bis in die mythische Vorzeit zurückverfolgen. Immer schon sind Männer gereist. Bei ihren Reisen bewegen sich die männlichen Helden in der Regel über ein offenes und weites Terrain auf einen stets flüchtigen Horizont zu, der in der einen Richtung „Heimat“ und in der anderen „Fremde“ heißt. Weibliche Figuren dagegen sind an diesen beiden Polen der Reise angesiedelt und dadurch gekennzeichnet, daß sie im Wesentlichen nicht reisen.¹¹¹

Selbstverständlich sind Frauen ebenfalls gereist, vermutlich ebenso lange schon wie die Männer. Es gab immer auch weibliche Pilger oder die klassischen Kurtisanen, die im Gefolge von männlichen Kriegsheeren zu finden waren, viele Frauen begleiteten auch einfach ihre Männer, wenn diese sich auf Handels- oder Diplomatenreisen begaben. Dennoch wurde dies lange Zeit als die Ausnahme zur Regel betrachtet, denn Frauen sollten sich auf ihre eng begrenzten „klassischen“ Rollen als Hausfrau und Mutter konzentrieren. *“Der Topos, daß*

¹⁰⁸ Beauvoir, Simone de; *Das andere Geschlecht – Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1968, Seite 11.

¹⁰⁹ Ebendort, Seite 10.

¹¹⁰ Reuter Julia, *Ordnungen des Anderen – Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*, Bielefeld, Transcript, 2002.

¹¹¹ Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991; Seite 174).

Frauen zu den Nichtreisenden gehören, zählt zu den Begleiterscheinungen des Reisetemas bis heute. Bereits im 18. Jahrhunderte, dem “goldenen Zeitalter des Reisens”, hatte er sich einen festen Platz in der Reiseliteratur erobert. Hinweise auf die Gefahr und die Sinnlosigkeit des weiblichen Reisens finden sich in Apodemiken und sogar in der Kinderliteratur.”¹¹²

Natürlich gab es auch damals Frauen, die letztendlich zu berühmten und bekannten Reisenden wurden, doch es ist auffällig, dass es sich oft um Frauen aus der gehobenen, oder besser noch der adeligen Schichte handelte, die meist aus gesicherten finanziellen Verhältnissen stammten und sich solche Brüche mit den geltenden Konventionen offenbar eher leisten konnten. Beispielsweise **Lady Mary Montagu** war die Tochter des Herzogs von Kingston upon Hull, die nur deshalb kurzfristig in finanzielle Schwierigkeiten geriet, weil sie gegen die Anordnung ihres Vaters jemanden heiratete, den ihr Vater nicht wünschte. Als ihr Mann jedoch 1715 Parlamentarier und später sogar Schatzkanzler wurde (eine Laufbahn, die damals selbstverständlich nur adeligen Personen vorbehalten war), war auch die monetäre Krise wieder überwunden. Als ihr Mann als Botschafter an den Osmanischen Hof nach Istanbul gesandt wurde, begleitete sie ihn, ganz gegen die Gepflogenheiten der damaligen Zeit, dorthin, wo sie begann, sich für die islamische Kultur und deren Sitten und Gebräuche zu interessieren. Schon Lady Montagu war dabei bewusst, dass Männer, aufgrund der Tatsache, dass sie Männer waren, keinen Zutritt zu bestimmten kulturellen Kreisen hatten, eine Kultur also niemals als Ganzes erfassen und evaluieren konnten. Beispielsweise die Welt der Frauen blieb ihnen im Orient größtenteils verschlossen. Sie selbst war daher oft und bevorzugt in der für Männer verbotenen Welt des Harems zu Gast, wo sie sich mit den Frauen, die dort lebten, unterhielt und viel über deren Gewohnheiten und deren tägliches Leben erfuhr.¹¹³

(Die Tatsache, dass reisende Männer zumeist nicht ganz in eine fremde Kultur eintauchen können, ist bis heute Realität, vor allem im islamischen Raum sind die Grenzen zwischen Mann und Frau sehr deutlich. Nur weibliche Reisende gewinnen hier einen tieferen Einblick und können somit zu einem besseren gegenseitigen kulturellen Verständnis beitragen. Genannt sei hier beispielsweise **Geraldine Brooks**, die Gewinnerin des Pulitzerpreises 2006, die sich mit ihrem Werk *Nine Parts of desire. The hidden world of Islamic women* bemühte, das Leben verschiedener islamischer Frauen im Mittleren Osten zu beleuchten, wobei sie versuchte, nach Möglichkeit einige der im Westen bekannten Stereotype zu entkräften. Sie

¹¹² Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991; Seite 174.

¹¹³ Härtel, Susanne, Köster, Magdalena: *Die Reisen der Frauen – Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrhunderten*, Weinheim – Basel – Berlin, Beltz & Gelberg, 1994.

trug dabei selbst oft einen Schleier und erhielt damit Zugang zu den Heimstätten vieler Frauen und deren Familien, deren Leben und Gedanken der Forschung sonst verborgen geblieben wären. *“Was it possible to reclaim the positive messages in the Koran and Islamic history, and devise some kind of Muslim feminism? Could Muslim fundamentalists live with Western liberals, or would accommodating each other cost both of us our principles? To find the answers, I did something so obvious I couldn't believe it had taken me a year to get around to it. I started talking to women.”*¹¹⁴)

Doch schon sehr bald änderte sich die extreme Sichtweise, dass Frauen sich bevorzugt in ihrem Heim aufhalten sollten, auch für “normale Frauen”, die nun begannen, vermehrt zu reisen. Einer der Gründe dafür ist sicher der technische Fortschritt, ganz besonders die Einführung und der bald danach beginnende rasante Ausbau der Eisenbahn und der Eisenbahnlinien. Wie bereits erwähnt, “nahm die Frau ihr Heim dabei faktisch mit sich mit”, schien sie in der Abgegrenztheit des Bahnwaggons geschützt und sittsam untergebracht. Wegelagerer, die oft Kutschen aufhielten und die Insassen beraubten, schienen keine Gefahr mehr, es gab eine “Amtsperson”, den Schaffner, an Bord, der letztendlich die Autorität zu Schutz und Hilfeleistung zu sein schien. Viele hauptsächlich europäische Frauen begannen nunmehr ebenfalls, die sich bietenden Möglichkeiten zu nützen und auf Reisen zu gehen.

Unterstützend dabei war zweifellos der bekannte britische Reiseveranstalter Thomas Cook, der schon früh im 19. Jahrhundert damit anfing, gut organisierte Gruppenreisen anzubieten, die den reisenden Frauen den Schutz einer begleitenden Gesellschaft boten, gleichzeitig aber der Mühe enthub, sich selbst um Details wie entsprechende Hotels, Reiserouten, etc. kümmern zu müssen. Zweifellos war dies auch für viele Männer eine Erleichterung, die ihre reisehungrigen Frauen und Töchter nun nicht mehr zwingend begleiten mussten. Alleine oder auch in Grüppchen reisende Frauen hatten ja lange Zeit den Ruf gehabt, “schutzlos” zu sein, weshalb zahlreiche Männer sich berufen gefühlt hatten, den Damen eben jenen Schutz angedeihen lassen zu müssen und sie zu begleiten, selbst wenn sie selbst eigentlich lieber zu Hause geblieben wären. Die Reisegruppen von Thomas Cook waren gut betreut und von Angestellten des Veranstalters begleitet, was dem Aufenthalt in der Ferne einen fast offiziellen Anstrich gab und die gesellschaftlichen Normen ausreichend einhielt – zur offensichtlichen Zufriedenheit beider Seiten.

¹¹⁴ Brooks, Geraldine, *Nine parts of desire. The hidden world of Islamic women*”, Penguin books, England, 1995, Seite 11.

Dennoch war es für Frauen auch im 19. Jahrhundert nicht einfach, wirklich “alleine” zu reisen. Es gehörte sich, zumindest eine weibliche Person an der Seite zu haben, die die jeweilige Dame begleitete – als Anstandsdame, Gesellschafterin und Hilfe in Not, sollte unterwegs etwas passieren und Hilfeleistung nötig sein. Auch eine **Fanny Lewald**, die ja ursprünglich bewusst entschieden hatte, niemals eine Vernunftehe einzugehen, durfte nicht alleine reisen. Im 3. Teil ihrer *Lebensgeschichte* schildert sie, wie sie sich, immerhin schon über 30 Jahre alt, mit ihrem Vater beraten hatte, ob sie nach Italien oder nach Frankreich reisen sollte, wobei ihr Vater ihr zu Italien riet. Zwar ließ ihr Vater ihr hinsichtlich des Reisezieles eigentlich freie Wahl – doch er stellte eine einzige Bedingung, nämlich, dass sie sich eine Begleitung suchen oder sich einer Familie anschließen sollte, damit er sich nicht sorgen müsse, während Fanny unterwegs sei. Schließlich war die geeignete Begleiterin gefunden.

Sie war eine Berlinerin, fünfzig Jahre alt, unverheiratet, die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers, die eine verhältnismäßig gute Erziehung genossen und alles in allem genommen auch einen sehr guten Charakter hatte. Heiter und lebenslustig wie ein junges Mädchen, bedürfnislos und ausdauernd wie wenig andere Frauen, hatte sie sich schon in der Welt umgesehen und verschiedene größere und kleinere Reisen gemacht. Ich durfte hoffen, von ihr nicht verlassen zu werden, wenn mir auf der Reise irgendein Unfall zustoßen sollte, und sie konnte sich von dem Reisen mit mir mancherlei Annehmlichkeiten und Vorteile, mancherlei Bekanntschaften und Förderungen versprechen, die ihr ohne mich unzugänglich geblieben wären. Mein Vater war beruhigt, da er ein älteres Frauenzimmer an meiner Seite und mich also nicht hilflos wußte, und wir sind denn während der acht Monate, welche meine Reisegefährtin neben mir zubrachte, auch gut genug miteinander fertig geworden.”¹¹⁵

In Rom trennte sich Lewald allerdings von ihrer Begleiterin, da sie, wie sie im *Römischen Tagebuch* festhält, mit ihren Manieren nicht einverstanden war und ihre Begleiterin sich offenbar gewisse Vertraulichkeiten Höhergestellten gegenüber erlaubte, die mit ihrer Position nicht vereinbar waren. Von Rom aus reiste Fanny alleine weiter, auch wenn sie damit eigentlich gegen die üblichen Konventionen verstieß. Möglicherweise ist dies teilweise auch auf den damals bereits recht großen Einfluss von Adolf Stahr zurück zu führen, der Fanny in Rom sehr oft vorgehalten hatte, dass sie sich zuviel aus der Meinung der Gesellschaft machen

¹¹⁵ Lewald, Fanny, Lewald, Fanny; *Meine Lebensgeschichte*, 3. Band, *Befreiung und Wanderleben*, Frankfurt am Main, Helmer, 1989, Seite 277.

würde und damit von deren Ansichten zu abhängig sei. Faktum ist, dass Fanny während ihrer Zeit in Rom an Sicherheit gewonnen hatte, sich auf Reisen auch alleine wohl fühlte, und weder dem *Italienischen Bilderbuch* noch ihrer *Lebensgeschichte* ist zu entnehmen, dass sie die Hilfe und Unterstützung einer offiziellen Begleiterin vermisst hätte.

In gebotener Kürze scheint es wesentlich, sich mit einem weiteren Aspekt des weiblichen Reisens zu befassen. *“Für eine Frau bedeutete die Reisetätigkeit an sich einen Aufbruch, einen Ausbruch aus der Normalität der zeitgenössischen weiblichen Existenz. Sie setzte sich nicht nur Reisestrapazen und Gefahren aus, sondern sie entfloh dem Alltag, der üblicherweise ein geregeltes häusliches Leben bei den Eltern oder bei ihrem Mann und den Kindern bedeutete.”*¹¹⁶

Somit ist es nicht verwunderlich, dass die meisten Frauen, die sich dazu entschieden, oft eine unkonventionelle Lebensgeschichte hatten, die ihnen letztendlich zu reisen ermöglichte. Oft waren sie nicht verheiratet und/oder hatten keine Kinder, da Schwangerschaften und die Pflichten der Kinderbetreuung und –erziehung Reisen für die meisten Frauen unmöglich machten. (Ganz im Gegensatz zu den Männern, die durch Heirat oder Kinder im Großen und Ganzen eigentlich kaum von ihrer Reisetätigkeit abgehalten wurden.) Beispielsweise **Mary Kingsley**, die bekannte englische Afrikaforscherin des 19. Jahrhunderts, musste schon als junges Mädchen die kranke Mutter pflegen und den Haushalt führen. Unterricht erhielt sie nur vom Vater, einem Reiseschriftsteller, wenn dieser gelegentlich zu Hause war, ganz im Gegensatz zu ihrem Bruder, dem eine schulische Ausbildung ermöglicht wurde. Nachdem Mutter und Vater verstorben waren, führte sie – wie es erwartet wurde – zunächst den Haushalt des Bruders, als dieser jedoch zu einer großen Reise aufbrach, wagte sie es schließlich, aus ihrer konventionellen Rolle auszubrechen, selbst zu reisen und darüber zu berichten.

Weiters ist auffällig, dass reisende Männer ihre Fahrten meist als eine Art von “Mission” sahen: Sie reisten beispielsweise aus religiösen Gründen oder um zu forschen – der Zweck wurde von der Gesellschaft meist nicht in Frage gestellt, war jedenfalls sinnvoll und notwendig. Frauen mussten sich völlig anders legitimieren, da ihnen die Berufstätigkeit lange Zeit verschlossen war und sie sich hauptsächlich über Heim und Kinder definierten. So wurde die Reise oft als Ausbruch geschildert, als Flucht vor einem gewaltsamen Ehemann oder

¹¹⁶ Fiala, Michaela; *Fanny Lewald und Italien. Reisebilder zwischen Imagination und Realität*, Diplomarbeit, Universität Wien, 2000, Seite 26.

einem traurigen Schicksal daheim. Hier ist beispielsweise die Schriftstellerin **Ida Hahn-Hahn** zu nennen, die nach ihrer Scheidung 1829 und der Geburt ihrer geistig behinderten Tochter, die sie in Pflege gab, ein rastloses Wanderleben begann, welches sie in viele Länder der Welt führte.

Und abschließend soll darauf hingewiesen werden, dass sehr viele Frauen erst dann zu ihren Reisen aufbrachen, nachdem sie ihre “Pflichten” bereits erfüllt hatten, beispielsweise wenn die Kinder schon erwachsen und aus dem Haus waren. Erst dann meinten sie, ihren Dienst an der Familie und der Gesellschaft erfüllt zu haben und eigene Wege gehen zu dürfen. An dieser Stelle ist - als für eine Österreicherin ganz besonderes Beispiel – die Wiener Weltreisende **Ida Pfeiffer** zu erwähnen. Pfeiffer, die erst im Alter von 44 Jahren zu ihrer ersten Reise aufbrach, hatte bis dahin ihre zwei Söhne erzogen und eine Ehe voller Entbehrungen hinter sich gebracht. Doch nachdem ihre Söhne aus dem Hause und ihr Mann gestorben waren, eroberte sie die Welt. Mit spärlichen Mitteln setzte sie ihre geplanten Reisen in die Tat um, Australien war der einzige Kontinent, den sie bis an ihr Lebensende nie betreten sollte, sie schrieb viele Reiseberichte, mit denen sie weitere Reisen finanzierte, gewann großes öffentliches Ansehen und wurde als erste Frau zum Ehrenmitglied der “Berliner Ethnographischen Gesellschaft.” Sie hatte – besonders zur damaligen Zeit für eine Frau nicht weiter verwunderlich – viele Kritiker, aber auch viele Freunde, zu denen auch Alexander von Humboldt und Carl Ritter zählten.¹¹⁷

Als Fazit dieses Abschnittes soll festgestellt werden, dass das Reisen für Frauen nicht anders ist als für Männer, die Gründe meist dieselben, auch wenn sie – vor allem bis zum frühen 20. Jahrhundert – nicht zugegeben werden durften: Freude an Neuem, Wissensdurst, manchmal auch eine Flucht vor der Situation zuhause. Auch die Forschung hat diese Tatsache erkannt, und ist dazu übergegangen, sich intensiv der Frauenreiseforschung und früheren Forscherinnen zu widmen, die meist ohne wissenschaftliche Ausbildung die Welt bereisten und durch Klugheit, Hingabe und Wissensdurst oft wichtige Erkenntnisse aus fremden Ländern mit nach Hause brachten. Es ist Faktum, dass die Schwierigkeiten, denen Frauen sich entgegenstellen mussten, nicht selbst, sondern von der Gesellschaft verursacht waren, die Mauern dort aufbaute, wo keine hätten sein dürfen. Die Hemmnisse, die Frauen im Laufe der Jahrhunderte auferlegt wurde, scheinen sie im Wesentlichen aber lediglich beflügelt zu haben, ihre Träume von der Ferne zu leben, und sie fanden Mittel und Wege, dahin aufzubrechen.

¹¹⁷ Härtel, Susanne, Köster, Magdalena: *Die Reisen der Frauen – Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrhunderten*, Weinheim – Basel – Berlin, Beltz & Gelberg, 1994.

4. Vorstellung *Eines Dichters Basar*, *Pictures from Italy* und *Italienisches Bilderbuch*

4.1. *Eines Dichters Basar* von Hans Christian Andersen

Wie bereits angedeutet, war H.C. Andersen ein passionierter Reisender, der auf seinen Reisen immer auch die Inspiration für neue Werke suchte. Daher ist es nicht verwunderlich, dass er in Zuge seines schriftstellerischen Schaffens auch mehrere Reiseberichte verfasst hat. Nach seiner ersten, sechswöchigen Auslandsreise schrieb er beispielsweise *Shadow Pictures from a journey to the Harz Mountains, Saxon Switzerland, etc., etc., in the Summer of 1931*, dessen Höhepunkt, neben lyrischen Reisebeschreibungen, das persönliche Treffen mit Ludwig Tieck in Dresden darstellt. (Andersen betrachtete Tieck später als jenen Dichter außerhalb Dänemarks, der ihm den „Kuss der Initiation“ gegeben hätte.)

Nach seiner Reise nach Schweden schrieb er 1851 *In Schweden*, nach seinem Besuch in Spanien 1863 den Reisebericht *In Spanien*. Beide Werke sind heute kaum mehr bekannt, dennoch sind sie ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr Andersen sich von seinen Reisen zu ernsthaftem Schaffen inspirieren ließ. Auch in seiner 1. Autobiografie *Das Märchen meines Lebens ohne Dichtung* schreibt er über die Eindrücke auf seinen Reisen, wobei auch Italien mit großer Begeisterung beschrieben wird.

Nun soll eine kurze Beschreibung von Andersens *Eines Dichters Basar* vorgenommen werden, einem Reisebericht, welcher 1842 erschien, und in dem der dänische Dichter sich mit einer weiteren seiner großen Reisen auseinandersetzte. Sein Weg führte ihn über Italien nach Malta, Griechenland und sogar bis in die Türkei, wobei es sich um Länder handelte, die damals für die BewohnerInnen Mittel- und Nordeuropas ganz besonders mit exotischem Flair behaftet waren. Sie verkörperten den geheimnisvollen Orient, in welchem kaum ein Tourist je gewesen war, und den man deshalb mit den farbenprächtigsten und abenteuerlichsten Vorstellungen verknüpfte.

Andersens Beschreibung dieser Länder soll hier allerdings nicht im Fokus stehen, diskutiert werden sollen hier die mehr als 110 Seiten, in denen Andersen von seinem zweiten Italienaufenthalt berichtet. Von Italien, das ihn schon nach der ersten Reise dorthin tief beeindruckt hatte, und in das er Laufe seines Lebens immer wieder zurückkehrte. Andersen

hatte schon lange davon geträumt, wieder nach Italien zu fahren, und da seine Reisen für ihn oftmals auch eine Flucht vor der Realität zu Hause bedeuteten, kehrte er nach dem Misserfolg seines Stückes „The Moorish Maid“ Kopenhagen den Rücken und brach zu einer Reise auf, die ihn bis nach Kleinasien führen sollte.

In seinem für ihn so typisch schwärmerischen, märchenhaften Stil berichtet Andersen von der Fahrt nach und Aufenthalt in Italien, von den Gedanken und Gefühlen, die ihn auf der Reise begleiten. Und manchmal meint man fast, eines seiner Märchen zu lesen. Beispielsweise als er von Dolorés Serral erzählt, einer spanischen Tänzerin, die er in Kopenhagen auf der Bühne erlebte.

In vielen Jahren ist Dolorés eine alte Frau und wird nicht mehr tanzen, doch dann tanzen an ihr die Städte vorüber, die sie einst entzückte, und dann erinnert sie sich der Königsstadt auf der grünen Insel im Norden, mitten in dem stürmischen Meer, das sie überquerte; und sie denkt an das Basrelief, auf dem sie noch immer schwebt, jung und schön – da sitzt sie auf dem Balkon, der Rosenkranz entgleitet ihren Händen, und sie schaut aus über die Berge. Und die Menschen, die die alte Frau umgeben, werden fragen: „Wo bist du, Dolorés?“ Und sie antwortet lächelnd: „Ich war ein wenig zur See im Norden.“¹¹⁸

Nachdem Andersen Italien erreicht hatte, begab er sich zunächst – über Bologna und Florenz - nach Rom. Andersen hatte nur beste Erinnerungen an Rom, doch während seines zweiten Aufenthaltes dort wurde er enttäuscht. Er traf kaum Bekannte und fühlte sich einsam, im Kapitel *Weihnachtsabend in Rom* beschreibt er, welch schönes Fest er mit seinen Freunden im Jahre 1833 feierte, und wie trist sich der Weihnachtsabend 1840 im Vergleich dazu für ihn darstellte. *„Und nun der gleiche Abend 1840: niemand hatte an ein Weihnachtsarrangement gedacht. Jeder saß für sich zu Hause. Draußen war es kalt. Das Kaminfeuer wollte mein Zimmer nicht erwärmen. Der Gedanke flog in die Ferne, er flog nach Norden.“¹¹⁹* Dennoch scheint er in Rom auch diesmal Schönes gefunden zu haben, was weiter unten ausführlich diskutiert werden soll.

Danach reist Andersen nach Neapel, und in seinem Reisebericht widmet er ein Kapitel der eben verstorbenen Sängerin Malibran, die er bei seinem ersten Neapel-Aufenthalt auf der

¹¹⁸ Andersen, Hans Christian; *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 9.

¹¹⁹ Ebendort, Seite 116.

Bühne erlebte, und die ihn außergewöhnlich beeindruckt hatte. Aber er vergisst auch nicht, mit einem scharfen Auge für Details, die kleinen Szenen des Alltags zu beschreiben, wie beispielsweise im Kapitel „Aussicht aus meinem Fenster“, in welchem er das Treiben auf der Piazza Fiorentini schildert, welches sich ihm direkt vor seinem Hotelfenster erschließt.

Alle Häuser haben fensterlose Erdgeschosse, wohl aber offene, breite Ladentüren; vor der einen wird Kaffee geröstet, vor der andern aus Kastanien und Brot eine Suppe gekocht, dieser Mann ist gefragt, Leute, mit Lumpen drapiert, essen aus einem Scherben. In den höhergelegenen Etagen hat jedes Fenster seinen Balkon, oder dieser führt um das ganze Stockwerk herum und trägt ein blühendes Gärtchen, große Kübel mit Zitronen- und Apfelsinenbäumchen, im grünen Laub schimmern die reifen Früchte wie die Sterne Hesperiens. Auf einem der Balkons sitzt ein Engländer im Schlafrock und schaukelt in seinem Schaukelstuhl, jetzt kippt der Stuhl hintenüber, und der Brite berührt mit seinem stolzen Nacken die Sterne. Hoch über Kirche und Häuser aber erhebt sich der Felsen mit der Festung St. Elmo, die Abendsonne scheint auf ihre weißen Mauern, Türme und den Telegraphen.¹²⁰

Anschließend reist er über Sizilien per Schiff weiter nach Malta, fort von Italien, und fast scheint es, als wäre der Abschied ihm leicht gefallen, denn er schreibt: „Die Schilderungen, die ich früher von Italien gegeben, haben beinah, so glaube ich, nur das Sonnenlicht und die Schönheit dieses Landes geatmet, jetzt aber haben viele meiner Bilder tiefe Schatten, doch so ist mir Italien diesmal erschienen – der Duft der Neuheit war verschwunden. Der Winter war ungewöhnlich hart, ich selbst war an Leib und Seele krank.“¹²¹ Dennoch beschreibt er danach begeistert die Fahrt mit dem Dampfschiff, erwähnt Neapel, den Vesuv, das Feuer des Stromboli in der dunklen Nacht.

Generell kann gesagt werden, dass der Stil des dänischen Dichters in *Eines Dichters Basar* sehr emotional wirkt. Gefällt ihm etwas, beschreibt er es geradezu euphorisch, erregt etwas sein Mißfallen, spart Andersen nicht mit Kritik, bzw. weist er auch immer wieder auf die Stimmung hin, in welcher er sich in der jeweiligen Situation befunden hat. Bei einer aufmerksamen Betrachtung des Werkes kann man letztendlich auch feststellen, dass das Italien-Bild des Dichters im Wandel begriffen war. Andersen der Schwärmer wird von Andersen dem Realisten verdrängt.

¹²⁰ Andersen, Hans Christian; *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 155.

¹²¹ Ebendort, Seite 160.

4.2. *Pictures from Italy* von Charles Dickens

Peter Ackroyd schreibt über Charles Dickens italienischen Reisebericht:

*Pictures from Italy was also an account of his travels, largely taken from the letters which he had written to his friends at the time, but it is quite different in tone and spirit from American Notes. He loved ruins, and crumbling walls, and cracked pavements, and there are times in his account when the remains of the Italian past take on an almost theatrical life – as if he were remembering the backdrops to all the Italian burlettas and melodrams he had seen in the London theatres.*¹²²

Sein Reisebericht *Pictures from Italy* ist das Ergebnis einer etwa einjährigen Italienreise, die Dickens von 1844 – 1845 unternahm.

Der Hauptfokus des Werkes liegt zu einem großen Teil auf Dickens eigenem, subjektiven Vergnügen im Verlauf seiner Italienreise. Er stellte sich in diesem Werk als Tourist dar, und sein vorrangiges Interesse galt der italienischen Kultur, der Religion und dem „normalen“ Alltag. Politik war ein Thema, welches er bewußt ausließ. Sein Reisebericht baut auf der Chronologie der Reise auf und schildert seinen Aufenthalt in Italien, wobei interessant zu erwähnen ist, dass Dickens, obwohl er immer nur von sich selbst und seinem „tapferen Reiseführer“ („*my brave courier*“) spricht, er doch mit Frau und Kindern, sowie einigem Personal unterwegs war, sodass ihn eigentlich eine recht große Entourage nach Italien begleitete.

Charles Dickens verließ London am 2. Juli 1844 und erreichte Genua am 16. Juli 1844. Genua war für das folgende Jahr das Hauptquartier der Familie, alle kürzeren Reisen, die Dickens von hier unternahm, tätigte er alleine (d.h. mit dem „brave courier“) und/oder seiner Frau. (Hinzugefügt soll noch werden, dass der Schriftsteller alleine im November 1844 kurz nach London zurückkehrte, um dort eine Lesung zu halten, jedoch vor Weihnachten wieder „daheim“ in Genua war.)

¹²² Ackroyd, Peter; *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991, Seite 83.

Als Dickens *Pictures from Italy* schrieb, war ihm bewusst, dass Reiseberichte über Italien absolut nichts Neues darstellten. So erklärt er selbst im Kapitel *The Reader's Passport*:

*There is, probably, not a famous Picture or Statue in all Italy, but could be easily buried under a mountain of printed paper devoted to dissertations on it. I do not, therefore, though an earnest admirer of Painting and Sculpture, expatiate at any length on famous Pictures and Statues. This Book is a series of faint reflections – mere shadows in the water – of places to which the imaginations of most people are attracted in a greater or less degree, on which mine had dwelt for years, and which have some interest for all.*¹²³

Dickens war ein professioneller Schriftsteller, der sein Publikum gut kannte und auch wußte, was dieses von ihm erwartete. In seinem Bemühen, einen alternativen Reisebericht zu verfassen, der sein Publikum ebenso fesseln sollte, wie es das von früheren Werken gewöhnt war, lieferte Dickens mit *Pictures from Italy* einen eher untypischen Reisebericht, der sich nicht an allseits bekannten Details festklammert. Im Gegenteil hat er ein Auge für das Alltägliche, für Farben und das pulsierende Leben, aber auch für die Armut, die in Italien teilweise herrscht. Obwohl Dickens zweifellos sehr schön und teilweise auch sehr poetisch schreibt, fällt doch auf, dass er seine Beobachtungen oft eher nüchtern, punktgenau und manchmal auch ärgerlich wiedergibt, sofort formen sich Bilder im Kopf, die der Realität näher scheinen als Andersens Märchenwelten. Und selbstverständlich ist da noch die typische Ironie, die uns der englische Autor vermittelt, sein Sarkasmus und sein Humor, welche sein Publikum zweifellos sehr schätzte.

Etwa wenn er vom Marionettentheater in Genua berichtet, welches das Stück „St. Helena, or the Death of Napoleon“ aufführt.

There was no plot at all, except that a French officer, disguised as an Englishman, came to propound a plan of escape; and being discovered, but not before Napoleon had magnanimously refused to steal his freedom, immediately was ordered off by Law to be hanged. In two very long speeches, which Low made memorable, by winding up with „Yas!“ – to show that he was English – which brought down thunders of

¹²³ Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, England, Penguin Books Ltd, 1998, Seite 7.

applause. Napoleon was so affected by this catastrophe, that he fainted away on the spot, and was carried out by two other puppets. Judging from what followed, it would appear that he never recovered the shock; for the next act showed him, in a clean shirt, in his bed (curtains crimson and white), where a lady, prematurely dressed in mourning, brought two little children, who kneeled down by the beside, while he made a decent end; the last words on his lips being „Vatterlo.“¹²⁴

Auch wenn Dickens vom ersten Haus, welches er in Genua bezieht, und in welchem er sich extrem unwohl fühlte, als „pink jail“¹²⁵ spricht, oder über „the peasant women“¹²⁶ reflektiert, „die so konstant überall Wäsche waschen, dass man sich fragt, wer diese Wäsche eigentlich trägt, wenn sie sauber ist“, so können wir als Leserinnen und Leser nicht anders, als unwillkürlich darüber schmunzeln.

Vermutlich hat Dickens Stil Methode, denn er weiß ganz offensichtlich, wie er seine Leserschaft amüsiert und auch interessiert. Er berichtet uns von Rom, Neapel und Venedig, alle Städte, die er selbst bereiste, als Zentren des Verfalls und der Trostlosigkeit, nur um später zuzugeben, dass er den Verfall, den er als typisch für diese Städte beschreibt, den klassischen Touristenzentren vorzieht. Er stellt fest, dass das, was er vorher beklagt, eigentlich das ist, was ihn anzieht. Aber auch hier kann man die Frage stellen, inwieweit in *Pictures from Italy* tatsächlich etwas vom „Menschen“ Dickens zu erfahren ist, oder ob er mit einer solchen Aussage lediglich die Nähe zu seinem Publikum vertiefen wollte, indem er sich als einen Menschen darstellte, der sich – wie vermutlich jeder andere auch – kleine „Schrullen“ erlaubte.

Pictures of Italy ist definitiv ein Werk der Kontraste, und es sind vermutlich gerade die Kontraste, die Dickens in Italien erlebte, an die er sich gewöhnte und die ihm vielleicht schließlich auch gefielen. Und die er sehr präzise und interessant an seine Leserschaft weiterzugeben vermochte.

¹²⁴ Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, England, Penguin Books Ltd, 1998, Seite 53.

¹²⁵ Ebendort, Seite 31.

¹²⁶ Ebendort, Seite 47.

4.3. *Italienisches Bilderbuch* von Fanny Lewald

Fanny Lewald ist eine weitere Autorin, die ihre Reisen als Anregungen für neue Werke verwendete. Ihre Italienreisen finden sich bevorzugt in den Werken *Italienisches Bilderbuch* (1847) und *Römisches Tagebuch* (verfasst 1825, allerdings erst posthum 1927 herausgegeben) wieder. War das *Römische Tagebuch* in erster Linie als Geschenk für ihren Mann und Lebensmenschen gedacht, so wollte sie mit dem *Italienischen Bilderbuch* ihrem Publikum einen möglichst objektiven Reisebericht aus weiblicher Sicht bieten. Als Lewald im Jahr 1845 im Alter von 34 Jahren nach Italien aufbrach, war bereits klar, dass ihr Leben keineswegs in den konventionellen Bahnen einer damaligen Dame der Gesellschaft verlief und auch weiterhin nicht verlaufen würde. Nun nahm sie das Wagnis auf sich, um im Rahmen ihrer ersten Italienfahrt einen großen weiteren Schritt für ihre persönliche Emanzipation zu tun.

Es war mir sonderbar zumute, als ich meinen Reisepaß aus dem Ministerium des Innern mit seinen Visas für die verschiedenen Länder – und wieviele Länder hatte Italien damals noch – auf meinem Tische vor mir liegen sah, als ich die Einführungsbriefe, mit denen meine Freunde mich ausgestattet hatten, und das Reisegeld und die Akkreditive durchmusterte, die ich mitzunehmen dachte. Ich hatte eine große Genugtuung darüber, aber ich konnte nicht sagen, daß ich eigentlich froh gewesen wäre.¹²⁷

In Italien lernte Fanny Lewald das erste Mal wirkliche Freiheit kennen. Vor allem in Rom, wo sie den Winter verbrachte, lernte sie bedeutende deutsche Persönlichkeiten der gebildeten Gesellschaft kennen – beispielsweise Ottilie von Goethe, Adele Schopenhauer, Louis Gurlitt und Bernhard von Lepel –, und es stand ihr frei, an den Vergnügungen dieser Gesellschaft teilzunehmen.

Ich hatte mich während dessen völlig in die römische Fremden-Gesellschaft eingelebt, und sie wurde, je mehr das Jahr zu Ende ging, immer farbiger und bewegter. Ich war von früh bis spät unter Menschen, sah die Sehenswürdigkeiten mit jenem oberflächlichen Eifer, dessen die gewissenhaften Touristen sich befleißigen, und nur, wenn ich in den ersten Morgenstunden mein Tagebuch für meinen Vater schrieb, kam ich dazu, mir selber Rechenschaft zu geben, was ich sah und in mich aufnahm. Las ich

¹²⁷ Lewald, Fanny; *Meine Lebensgeschichte*, 3. Band, *Befreiung und Wanderleben*, Frankfurt am Main, Helmer, 1989, Seite 277.

dann am Ende der beiden Wochen, nach deren Verlauf ich meinem Vater immer Nachricht geben mußte, diese Aufzeichnungen durch, so klangen sie mir selber wie ein Stück von einem der Highlife-Romane der Gräfin Hahn oder der Lady Morgan, und die Art und Weise, in welcher ich es in meinen ersten Berichten durchscheinen ließ, daß die Gesellschaft mich auszeichne, daß die Männer mir huldigten, daß die Maler meinen Kopf noch anziehend, die Bildhauer meine Arme und Hände noch schön fänden, kam mir dann selber albern vor. Aber trotz dieser Erkenntnis konnte ich mir die Genugtuung nicht versagen, dieses mitzuteilen.¹²⁸

Im Zuge der neuen Freiheit berichtet Fanny Lewald im *Italienischen Bilderbuch* ausführlich über italienische Bauten und Kunstwerke, aber auch Theater und Vergnügungen, an denen sie als geschätztes Mitglied der deutschen Gesellschaft (vor allem Roms) oft und gerne teilnahm. Doch auch Städte wie Mailand, Genua und Florenz wurden von ihr besichtigt und unter jenen Aspekten kommentiert, die in ihrer deutschen Heimat und ihrem persönlichen Umfeld gerade besonders aktuell waren.¹²⁹ Das Theater und die Oper wurden von ihr gerne und oft besprochen.

Die größte Promenade Genuas ist die von Acquasola, hoch über der Stadt, von der man in die schönen Tiefen und Täler hinabsieht. Am Anfang dieser Promenade liegt das Tag-Theater, Teatro Diurno, das um viereinhalb Uhr nachmittags beginnt. In einem von großen Gebäuden jeder Art umgebenen Hofe befindet sich ein kleines, in hübschen Verhältnissen errichtetes Haus, welches einem Tempel in einem englischen Garten ähnlich sieht. Dies ist die Bühne.¹³⁰

Auch ein Besuch in der Mailänder Scala wurde von ihr im Kapitel *Ein Debüt in der Scala* beschrieben, wobei sie nicht verabsäumt, den Unterschied zwischen Deutschland und Italien zu beschreiben.

Man denkt sich in Deutschland alle Italiener von einer wahren Musikmanie ergriffen, und da wir Deutschen sogar den Scherz und unsere Liebhabereien und Vergnügungen sehr ernsthaft betreiben, so stellte ich mir das Auftreten einer neuen Sängerin als ein Ereignis vor, das mit feierlich prüfender Gewissenhaftigkeit von den strengen,

¹²⁸ Lewald, Fanny; *Römisches Tagebuch*, 1845/46, Leipzig, Heinrich Spiro, 1927, Seite 74.

¹²⁹ Fiala, Michaela; *Fanny Lewald und Italien. Reisebilder zwischen Imagination und Realität*, Diplomarbeit, Universität Wien, 2000, Seite 63.

¹³⁰ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main, 1992, Seite 51.

*musikliebenden Kritikern behandelt werde müsse. Aber nichts weniger als das. Es waren allerdings zwei Parteien vorhanden, für und wider die Debütantin; diese brachten jedoch schon eine fertige Meinung mit, namentlich die Gegenpartei, welche heroisch entschlossen schien, die Engländerin nicht gelten und womöglich nicht singen zu lassen.*¹³¹

Im *Italienischen Bilderbuch* fällt angenehm auf, dass Fanny sehr genau beobachtet und sehr zurückhaltend urteilt, sie scheint sich selbst ein Bild vom Gesehenen zu machen und nicht vorgefertigte Meinungen zu übernehmen. Weiters sollte allerdings betont werden, dass sie nicht mehr hinter den dargestellten Stoff zurücktritt, sondern akzentuiert auch ihren eigenen Standpunkt deutlich klar macht. Eine bloße Nachahmung der ihr bekannten Italien-Darstellungen lehnte sie kategorisch ab.¹³² So berichtet sie beispielsweise über einen nächtlichen Besuch im Colosseum, zögert aber nicht, auch die negativen Seiten dieses bekannten Sujets zu erwähnen.

*Es ist Mode, das Colosseum im Mondschein mit Fackelbeleuchtung zu betrachten. Die Wirkung ist schön, welche das massenhafte Gebäude gegen den hellen Nachthimmel vorbringt, und die wilden, hinstreifenden Lichtreflexe der Fackeln machen einen wunderbaren Eindruck. Indes die Abendbesuche im Colosseum entbehren, grade weil sie in der Mode sind, den Hauptreiz der Einsamkeit. Wie vor einem Theater halten die Equipagen an dem Eingang, und in allen Sprachen hört man die umherspazierenden Fremden ihre Bewunderung ausdrücken, dort wo vielfach ihre Vorfahren, als gefangene Barbaren sterbend, die grausame Schaulust der Römer ergötzen.*¹³³

Das *Italienische Bilderbuch* wurde sehr bald nach Fanny Lewalds Rückkehr nach Deutschland veröffentlicht, da sie, nunmehr Haushaltsvorstand, ihre Mittel konsolidieren mußte. Doch obwohl das Ende ihrer ersten Italienreise durch den Tod des Vaters ein eher unglückliches war, hat dies Fanny Lewalds besondere Zuneigung zu Italien nicht geändert. Ganz im Gegenteil ist die Schriftstellerin im weiteren Verlauf ihres Lebens immer wieder nach Italien, als für sie ganz besonderes Reiseland, zurückgekehrt.

¹³¹ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main, 1992, Seite 21.

¹³² Fiala, Michaela; *Fanny Lewald und Italien. Reisebilder zwischen Imagination und Realität*, Diplomarbeit, Universität Wien, 2000, Seite 64.

¹³³ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main, 1992, Seite 227.

5. Reiserouten, Alltagsleben und generelle Einstellung, Rom

5.1. Reiserouten, Reisegefahren und -eindrücke

Im 18. und 19. Jahrhundert gab es verschiedene Hauptreiserouten, über die man aus den nördlichen Teilen Europas nach Italien reisen konnte. Wählte man den Weg über die Berge, so fuhr man von Österreich über den Brenner, von der Schweiz über den Simplonpass und von Frankreich über den Mont Cenis. Alternativ konnte man auch über den Seeweg nach Italien gelangen, beispielsweise auf der Route Marseilles-Genua.

Hingewiesen werden sollte hier allerdings darauf, dass all diese Varianten im Vergleich zu den heutigen Möglichkeiten recht beschwerlich waren und viele Tage in Anspruch nahmen. Man reiste meist mit der Kutsche, später je nach Ausbau des Streckennetzes teilweise auch mit der Bahn, die Straßen waren größtenteils in keinem guten Zustand, und – fuhr man mit der Kutsche – war man abhängig von der Witterung, sowie Kraft und Ausdauer der Pferde. Besonders über die Pässe waren die Straßen nicht gut befestigt, man konnte sich nur mit niedriger Geschwindigkeit fortbewegen, und oft fehlte es an Brücken.

Daher waren die Kutschen teilweise nicht dafür geeignet, die Pässe zu überqueren, man musste sie im Tal zerlegen, auf Maultieren über die Alpen tragen und später wieder zusammensetzen. Lady Montagu beschreibt im 18. Jahrhundert die Überquerung der Alpen als extrem anstrengend, die Reisenden wurden auf Armsesseln über die Berge getragen: *„Kleine Sessel aus Weiden an Stangen, der Wagen wurde auseinandergenommen und auf Maulesel verpackt.“*¹³⁴

Aber auch Flüsse, die über die Ufer traten, wilde Tiere und Wegelagerer gehörten zu den Gefahren einer Reise über die Pässe.¹³⁵ Trotzdem wählten die meisten Reisenden sehr oft die Alpenroute, da der Seeweg mit der Gefahr von Unwettern, Piratenangriffen und der Abhängigkeit vom Wind im Vergleich dazu noch größere Unannehmlichkeiten zu bieten schien.

¹³⁴ Härtel, Susanne, Köster, Magdalena: *Die Reisen der Frauen – Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrhunderten*, Weinheim – Basel – Berlin, Beltz & Gelberg, 1994, Seite 37.

¹³⁵ Brill, Attilio, *Als Reisen eine Kunst war*, Berlin, Wagenbach, 1997.

Mit zunehmender Reisefrequenz und fortschreitender Modernisierung der Transportmittel wurden die Straßen besser ausgebaut, die Fahrpläne dichter und das Reisen insgesamt komfortabler gestaltet. Dennoch war es auch im 19. Jahrhundert noch recht beschwerlich, sein Wunschziel Italien zu erreichen. Trotzdem begann sich nun auch das Wandern – eine Fortbewegungsart, die bis dahin durchwegs den niedrigeren Ständen vorbehalten gewesen war – als Reismöglichkeit zu entwickeln. Besonders bekannt ist hier natürlich Johann Gottfried Seume, der in seinem *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802* die Eindrücke während seiner Wanderschaft beschreibt.¹³⁶

*Die Fußreise ist seit der frühen Neuzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts also ein "Privileg" der Unterschichten. Sie meint ein Wandern, um anzukommen, weitgehend, ohne feste Straßen, ohne Wegweiser, schon gar ohne Wanderkarten – abhängig von Orientierungshilfen und materieller Unterstützung unterwegs, von Informationen über Übernachtungsplätze, über gangbare Wege, Brücken und Furten. Zum Selbstzweck, zum Muster "modernen" Wanderns entwickelt sich die Fußreise erst um 1800. Jene langsame, den Raum gleichsam körperlich abtastende Fortbewegung durch Landschaft und Gesellschaft – sie dient nun als Mittel, um sinnliche Erfahrung und Anschauung zu sammeln. Vieles an dieser neuen, auch philosophisch begründeten Zweckbestimmung stammt aus dem Ideenhorizont der Spätaufklärung, insbesondere aus der von Rousseaus Gedanken beeinflussten Naturphilosophie. In der Begegnung mit der äußeren Natur, mit dem stofflich Einfachen und ästhetisch Schlichten soll sich auch die innere, die menschliche Natur wiederfinden: die Natur als Objekt und zugleich als Medium der menschlichen Erkenntnis.*¹³⁷

Hans Christian Andersen, der große Eisenbahnfreund, nutzte die Eisenbahn auf dem Weg nach Italien, sooft es ihm möglich war. In *Eines Dichters Basar* fuhr er jedoch mit der Kutsche, und zwar benutzte er von Tirol aus die Route über den Brenner.

Von Innsbruck geht's über den Brenner nach Italien. Am vierten Dezember gegen Abend fuhr ich, gut in Mäntel eingepackt und isländische Wollstrümpfe bis über die Knie, mit der Dilligence den Berg hinauf. Oben würde es kalt sein, hatte man mir

¹³⁶ Seume, Johann Gottfried, *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, München, dtv, 1985.

¹³⁷ Bausinger, Hermann, Beyrer Klaus, Gottfried Korff (Herausgeber), *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H. Beck, 1991; Seite 168.

*prophezeit, vielleicht läge der Schnee so hoch, daß man sich vorwärtsschaufeln müßte, und daß dies die schlimmste Jahreszeit war, wußte ich. Aber hinüber mußten wir.*¹³⁸

Zum Glück für den dänischen Schriftsteller gestaltete sich die Überquerung des Brenners jedoch nicht unangenehm, und schon am Mittag des nächsten Tages befand er sich in Bozen (welches damals noch zu Österreich gehörte).

*Vereinzelte Laubbäume hatten noch ihre Blätter, das rote Weinlaub hing noch an den Ranken, schöne weiße Ochsen zogen die Bauernwagen, der Kirchhof hatte gemalte Bogengänge, im Wirtshaus hörte man italienisch ebensoviel wie deutsch; und auf dem Tisch lag ein Theaterzettel, auf dem mit großen Buchstaben stand: Lucia di Lammermoor, tragedia lirica; wir waren dicht an Italien, obgleich noch auf deutschem Boden.*¹³⁹

Von hier aus reiste Andersen über Verona, Mantua und Florenz weiter nach Rom, seinem ersten Hauptreiseziel. Es scheint eine Reise ohne gefährliche Vorfälle gewesen zu sein, dennoch war Andersen beeindruckt von den Truppenbewegungen, welche ihn sehr beschäftigt zu haben scheinen.

*Man redete von nichts anderem als vom Krieg, dem zu erwartenden Krieg, den Frankreich bald mit Deutschland führen wollte. Die Straßen waren belebt und befahren, aber auch das deutete auf Krieg, ein Munitionswagen folgte dem anderen, berittene österreichische Soldaten waren die Begleitung, alle zogen nach Mantua, der berühmten großen Festung, so auch wir. „In acht Monaten will ich zurückfahren“, sagte ein Norddeutscher in meinem Wagen, „eben denselben Weg. Das sieht ja tröstlich aus, wie kommt man da nur durch die feindlichen Reihen.“ „Ich wohne hier in der Ebene, in dem kleinen Städtchen Villafranca“, seufzte eine Dame, „das ist nur wenige Stunden von Mantua entfernt. Schreckliche Tage stehen uns bevor.“ Mir wurde ernst zumute; in großen Lebensaugenblicken aber, wo ich selbst durchaus nichts ausrichten kann, glaube ich wie der Türke fest an die lenkende Vorsehung, ich weiß, was geschehen soll, geschieht.*¹⁴⁰

¹³⁸ Andersen, Hans Christian; *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 50.

¹³⁹ Ebendort, Seite 51.

¹⁴⁰ Ebendort, Seite 56.

In weiterer Folge setzte Andersen seine Reise allerdings von den Kriegsvorbereitungen völlig unbehelligt fort und traf am 19. Dezember 1840 in Rom ein.¹⁴¹

Charles Dickens brach am 2. Juli 1844 auf seine etwa ein Jahr dauernde Italienreise auf. Mit der Kutsche reisten er und seine Familie durch Frankreich, über Lyon ging es nach Avignon und Marseilles, wo er sich schließlich einschiffte, um von dort nach Genua zu gelangen. Die mehrtägige Kutschenfahrt beschreibt er als „*quiet and monotonous enough*“¹⁴², weist jedoch beispielsweise in der Umgebung von Paris auf das „*never-to-be-forgotten-or-forgiven pavement*“¹⁴³ hin, das sich für die Reisenden in der Kutsche offenbar sehr unangenehm bemerkbar gemacht hat. Auch der Straßenstaub und die Stadt Marseilles selbst missfielen ihm.

*But dust, dust, dust everywhere. We went on, through a long, straggling, dirty suburb, thronged with people; having on our left a dreary slope of land, on which the country-houses of the Marseilles merchants, always staring white, are jumbled and heaped without the slightest order: backs, fronts, sides, and gables towards all points of the compass; until, at last, we entered the town. I was there, twice or thrice afterwards, in fair weather and foul; and I am afraid there is no doubt that it is a dirty and disagreeable place.*¹⁴⁴

Von der Seereise selbst weiß Dickens allerdings nur positiv zu berichten. Er lobt den guten Zustand der „Marie Antoinette“, „*a handsome steamer bound for Genoa*“¹⁴⁵, und scheint diesen Teil der Reise durchaus genossen zu haben. „*The vessel was beautifully clean; the meals were served under an awning on deck; the night was calm and clear; the quiet beauty of the sea and sky unspeakable. We were off Nice, early next morning, and coasted along, within a few miles of the Cornice road (of which more in its place) nearly all day. We could see Genoa before three.*“¹⁴⁶

Die Tatsache, dass der englische Schriftsteller den Seeweg wählte, um an sein Reiseziel zu gelangen, widerspricht also der damals gängigen Annahme, dass eine Kutschenfahrt über die Alpen die angenehmere Anreise nach Italien darstellen würde.

¹⁴¹ Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 123.

¹⁴² Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 9.

¹⁴³ Ebendort, Seite 9.

¹⁴⁴ Ebendort, Seite 27.

¹⁴⁵ Ebendort, Seite 28.

¹⁴⁶ Ebendort, Seite 29.

Fanny Lewald schließlich reiste über den Simplonpass. Sie hatte Juli und August 1845 genützt, um die Schweiz zu besuchen, wobei sie sich auch längere Zeit in Vevey, einem kleinen Städtchen am Genfer See in der französischen Schweiz, aufgehalten hatte. Am 25. August brach sie auf, um über den Simplonpass nach Italien zu fahren.

*Früh am Morgen um vier Uhr verläßt man St. Maurice, um vor Nacht Brig am Fuße der Simplonstrasse zu erreichen. Die Posten fahren wegen der bergigen Wege nur am Tage. Brig liegt schon sehr hoch. Es war tief dunkel, als wir um neun Uhr abends dort anlangten. Nur wenige Stunden Rast waren uns gegönnt für die letzte Nacht, die wir außerhalb Italien zubrachten. Um zwei Uhr weckte der Kondukteur seine Passagiere, und bei dem Schein einer trüben Laterne bestiegen wir die Wagen, die uns über den Simplon bringen sollten.*¹⁴⁷

Offenbar war Fanny Lewalds Reisezeit gut gewählt, denn im August ist die Wahrscheinlichkeit, dass das Wetter in den Schweizer Bergen extrem schlecht ist, am geringsten. Und da auch sonst keine Schwierigkeiten auftraten, scheint die Fahrt über den Pass zügig vorangegangen zu sein, und auch schöne Eindrücke waren den Reisenden vergönnt.

*Die Sterne funkelten hell an dem dunkeln Himmel, das letzte Viertel des Mondes schwamm in der Luft. An hohen, phantastisch gezackten Felsmassen vorüber führte der Weg langsam empor, indem er sich durch Schluchten und über Höhen fortzog. Nur die nächste Umgebung konnte man erkennen, und vergebens strebte das Auge, das Dunkel zu durchdringen. Allmählich kündigte sich in grauem Schimmerlicht die Rückkehr des Tages an, und bald strahlte alles wieder im goldenen Licht der Sonne. Wir waren schon ein paar Stunden gefahren, als es Tag wurde und wir bei den Windungen des Weges zu unseren Füßen das in grauen Nebelschleiern schlummernde Städtchen Brig erblickten. Die Luft war frisch und ungemein leicht. Die Vögel flogen jubelnd dem Tage entgegen.*¹⁴⁸

Bald darauf erreichte Fanny Lewald die italienische Grenze. Von hier aus reiste sie nach Mailand weiter, wo sie das schlechte Wetter auf der Reise beklagte, welches es in der Kutsche

¹⁴⁷ Lewald, Fanny, *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 7.

¹⁴⁸ Ebendort, Seite 7.

„feucht und unbehaglich wie in nordischen Herbsttagen“¹⁴⁹ machte. Auch ihre Reise mit der Kutsche war demzufolge nicht ohne Mühen, aber in weiterer Folge scheint der positive Eindruck überwogen zu haben. So berichtet sie beispielsweise auf dem Weg nach Genua von der „Gegend, die plötzlich romantisch wird“, wie man „mitten aus dem üppigen, durch Regen erfrischten Grün einer phantastischen Bergwelt die wundervolle Unendlichkeit des Mittelländischen Meeres“ erblickt.¹⁵⁰

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Genua reiste Fanny Lewald mit der Kutsche über Florenz nach Rom weiter, wo sie den Winter und Frühling des Jahres 1846 verbrachte, um schließlich weiter in den italienischen Süden zu fahren. Erst im Oktober 1846 sollte sie anlässlich des Todes ihres Vaters wieder nach Deutschland zurückkehren.

5.2. Alltagsleben und generelle Einstellung

Hier soll ein kurzer Blick auf das italienische Alltagsleben von Andersen, Dickens und Lewald geworfen werden, so wie es den Werken *Eines Dichters Basar*, *Pictures from Italy* und *Italienisches Bilderbuch* entnommen werden kann. (Dort wo dies nicht ausreichend zu sein scheint, sollen noch andere Quellen herangezogen werden.)

Der Fokus liegt hierbei auf den Hauptwohnrorten der jeweiligen Italienaufenthalte, in Dickens Fall war dies Genua (wo er fast ein Jahr lang seinen festen Wohnsitz hatte), bei Lewald Rom (sie verbrachte zwei komplette Jahreszeiten, nämlich Winter und Frühling, dort), und bei Andersen handelte es sich ebenfalls um Rom. (Zwar hielt er sich im Zuge seiner zweiten Italienreise nur einige Monate hier auf, dies mag jedoch damit zu tun haben, dass dieses Mal Italien für ihn nur eines der Reiseländer im Rahmen einer wesentlich größeren Reise war. Dennoch hielt er sich anteilmäßig am längsten in Rom auf.)

Eine Untersuchung des Aufenthaltes am jeweiligen Hauptwohnrort scheint deshalb wichtig, da die Reisenden in diesem Zusammenhang jedenfalls umfangreichere Vereinbarungen hinsichtlich Wohnung und Verpflegung trafen. Hier sorgte kein Vetturin für sie, und sie waren gezwungen, sich selbst Unterkünfte zu suchen, die auch für einen längeren Aufenthalt leistbar, bzw. komfortabel genug waren. Sowohl Dickens, als auch Lewald und Andersen zogen in diesem Fall Privatunterkünfte vor. Außerdem musste die tägliche Versorgung

¹⁴⁹ Lewald, Fanny, *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 14.

¹⁵⁰ Ebendort, Seite 37.

arrangiert werden, was die Reisenden möglicherweise öfter in direkten Kontakt mit den Einheimischen brachte.

Andersen zog schon einen Tag nach seiner Ankunft in Rom aus dem Hotel aus, in welchem er die erste Nacht verbracht hatte, um die Wohnung zu beziehen, die er für die Dauer seines Aufenthaltes bewohnen sollte. Da der dänische Schriftsteller ständig unter der Sorge litt, zu wenige finanzielle Mittel zur Verfügung zu haben, war es für ihn besonders wichtig, dass die Unterkunft günstig war.¹⁵¹ Dennoch lag die Wohnung, ein ganzes Stockwerk für ihn und seinen Freund Holst, der allerdings erst später in Rom ankam, sehr zentral und in einem Viertel, welches außer Andersen noch viele andere Ausländer beherbergte. Auch Thorvaldsen, Andersens langjähriger väterlicher Freund, lebte hier. Im Kapitel *Ankunft in Rom* beschreibt der Däne in liebevollen Details das Viertel, in dem er für die nächsten Monate zu Hause sein würde.

Wir gehen unsere Straße weiter und stehen auf einem großen Platz, so echt römisch und eigentümlich für diese Stadt wie kein zweiter. Man sieht ein Stück vom Kapuzinerkloster, man gewahrt die alten, verfallenen Mauern, sieht eine Reihe elender, kleiner Provinzstadthäuser und dahinter einen der prächtigsten Paläste, welcher einen Schatz an Bildern enthält. Rechts haben wir Läden, echt römische Läden, geschmückt mit Lorbeer, Girlanden aus roten und weißen Würsten, Pyramiden von Käse, Mosaiken aus Feigen und Orangen, ganzen Orgeln von Lichtern. Und alles so geschmackvoll angeordnet, als sei hier ein großes Fest.¹⁵²

Nachdem er genau den Platz und auch die darauf befindlichen Menschen beschrieben hat, schließt er das Kapitel mit den zufriedenen Worten: *„Ja, hier sind wir recht in Rom! In diesem Viertel wohnen gewöhnlich die Fremden, hier wollen auch wir bleiben, und von hier aus wollen wir unsere Ausflüge machen und sehen – ja, nur Einzelheiten von dem Vielen, das sich mir am sprechendsten offenbarte.“¹⁵³*

Andersens Wohnung befand sich in der Via della Purificazione, und hier fand er die Inspiration zum Kapitel *Meine Stiefel*, in welchem er seine Wohnung beschreibt und über seine immer wiederkehrenden, ihn quälenden Zahnschmerzen spricht, aber auch ein kleines

¹⁵¹ Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 108 und 122.

¹⁵² Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 100.

¹⁵³ Ebendort, Seite 101.

Märchen über ein Paar Stiefel hinzufügt, die sich nach warmen italienischen Temperaturen sehnen. Der dänische Dichter scheint sich in dem großen Haus, in welchem er ganz alleine in einem Stockwerk lebte – eine tatsächliche Ankunft von Holst wird nicht weiter erwähnt – nicht besonders wohl gefühlt zu haben, denn er beschreibt es als kalt und ungemütlich.

Die Abende waren so einsam in den kalten, großen Zimmern, zwischen den Fenstern gähnte der schwarze Kamin, und draußen gab es nur Regen und Nebel. Alle Türen waren mit Schlössern und eisernen Riegeln wohl verschlossen, aber was half's, der Wind pfiff seine schneidenden Töne durch die Türritzen, die dünnen Reiser im Kamin loderten auf, doch weit reichte ihre Wärme nicht, der kalte Steinboden, die rauhen Mauern und die hohe Decke schienen nur für die Sommerszeit gemacht. Wollte ich mir's endlich einmal recht gemütlich machen dann mußte ich mich in warme Reisetiefel, Oberrock, Mantel und Pelzmütze stecken, ja, da konnte es ganz erträglich werden.¹⁵⁴

Dennoch verblieb Andersen während seines Rom-Aufenthaltes in dieser Wohnung. Dienerschaft oder Wirtsleute erwähnt er in weiterer Folge nicht, doch es steht außer Zweifel, dass der Däne entsprechende Vorkehrungen getroffen hatte, denn es war durchaus üblich, jemanden für Putzarbeiten und kleinere Besorgungen und/oder Erledigungen zu verpflichten. Auch ließ man das Essen meist, wenn man zuhause aß, von verschiedenen Restaurants anliefern, bzw. lag es durchaus im Bereich des Möglichen, dass man, beispielsweise was das tägliche Frühstück betraf, eine Vereinbarung mit den Wirtsleuten oder einem in der Nähe liegenden Café traf. Andersen war diesbezüglich gewiss keine Ausnahme.

Zu seinem sonstigen Alltag gehörte die gewissenhafte Belichtung der Städte, die er besuchte, im konkreten Fall die Besichtigung Roms, dessen Kunstwerke und Bauten er extrem schätzte, und die er gerne und auch immer wieder visitierte. Die Kapitel *Die Kaiserburg, das Colosseum* und *Feenpaläste in der Wirklichkeit* schildern deutlich, dass Andersen ein sehr aktiver Tourist war, der seine Kenntnisse, die er sich bei früheren Besichtigungen erworben hatte, auch gern an andere weitergab. „*On December 24 he acted as tourist guide for yet another fellow-countryman, showing him Santa Maria Maggiore, the Basilica of St. John Lateran, the Coliseum, the Capitoline Hill, St. Peter's and the Vatican.*“¹⁵⁵

¹⁵⁴ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 131.

¹⁵⁵ Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009, Seite 127.

Abschließend scheint es noch wesentlich, zu erwähnen, dass Andersen, obwohl er bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom bereits ein sehr bekannter Schriftsteller war und dies seinem Naturell eigentlich entsprochen hätte, er sich nicht bevorzugt in den Kreisen der römisch-ausländischen (Künstler-)Gesellschaft bewegte und an deren Vergnügungen teilnahm. Zwar war er durchaus auch in der Gesellschaft von Bekannten und Freunden zu finden, dennoch ging es ihm während seines Aufenthaltes in Rom (wie auch auf allen anderen Stationen seiner Reise) vielmehr darum, die touristischen Sehenswürdigkeiten sorgfältig und mit großem Interesse zu besuchen.

Charles Dickens hatte bereits vor seiner Ankunft in Italien die Villa Bagnerello in Albaro, einem Vorort von Genua, anmieten lassen. Unmittelbar nach der Ankunft in Genua bezogen er und seine Familie auch tatsächlich diese Villa, Dickens fühlte sich dort aber niemals wirklich wohl. Die wunderbare Lage über der Bucht von Genua konnte all die anderen Nachteile nicht kompensieren. Dickens fand das Haus – welches einem Fleischhauer in der Nähe gehörte – ungemütlich und vernachlässigt. In *Pictures from Italy* stellt er dies ausführlich dar. „*You walk into a seedy little garden, all wild and weedy, from which the vineyard opens; cross it, enter a square hall like a cellar, walk up a cracked marble staircase, and pass into a most enormous room with a vaulted roof and whitewashed walls: not unlike a Methodist chapel. This is the sala.*“¹⁵⁶

Er erwähnt die schmutzigen Bilder, die Stühle, welche nicht bewegt werden können und das Sofa, welches „several tons¹⁵⁷“ zu wiegen scheint. „*A mighty old, wandering, ghostly, echoing, grim bare house it is, as ever I beheld or thought of.*“¹⁵⁸ Und obwohl er zugibt, dass die Aussicht sehr charmant ist, fügt er doch sofort hinzu, dass man während des Tages die Fensterläden schließen müsse, um vom grellen Sonnenlicht nicht geblendet zu werden; abends müsse man die Fenster ebenfalls geschlossen halten, da sonst „*the mosquitoes would tempt you to commit suicide.*“¹⁵⁹

Unter diesen Voraussetzungen scheint es nicht weiter verwunderlich, dass sich Dickens die ersten drei Monate seines Aufenthaltes in Genua nicht besonders gut einleben konnte. Nach Ablauf des dreimonatigen Mietvertrages ziehen er und seine Familie daher in die Villa

¹⁵⁶ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 32.

¹⁵⁷ Ebendort, Seite 32.

¹⁵⁸ Ebendort, Seite 33.

¹⁵⁹ Ebendort, Seite 33.

Peschiere, und von jetzt an gestaltet sich der Italienaufenthalt des englischen Schriftstellers wesentlich angenehmer.

*All its apartments are beautiful in their proportions and decorations; but the great hall, some fifty feet in height, with three large windows at the end, overlooking the whole town of Genoa, the harbour, and the neighbouring sea, affords one of the most fascinating and delightful prospects in the world. Any house more cheerful and habitable than the great rooms are, within, it would be difficult to conceive: and nothing more delicious than the scene without, in sunshine and in moonlight, could be imagined.*¹⁶⁰

Auch Dickens erwähnt in weiterer Folge keine Dienstboten, dies vermutlich aus dem Umstand heraus, dass Engländer eines gewissen Standes im 19. Jahrhundert so sehr an Dienstboten gewöhnt waren, dass sie mehr oder weniger als unabdingbar für die Haushaltsführung und die erwartete Bequemlichkeit angesehen wurden und somit selbstverständlich zur Verfügung zu sein hatten. Nur der „brave Courier“, Dickens Begleiter durch ganz Italien, taucht mehrmals in *Pictures from Italy* auf, meist verrichtet er dabei den einen oder anderen Dienst. Es ist jedoch mit Sicherheit anzunehmen, dass auch Dickens für seine Familie gewisse Arrangements mit Dienstboten getroffen hatte, die das Putzen, Kochen und sämtliche Besorgungen übernahmen.

Inwieweit der englische Schriftsteller und seine Frau/Familie an den Vergnügungen der lokalen Gesellschaft teilnahmen, kann *Pictures from Italy* nicht entnommen werden, ebenso wie man auch keine Erwähnung darin findet, ob und inwieweit Dickens in seiner Rolle als bekannter englischer Schriftsteller wahrgenommen wurde. In seinem Reisebericht bezieht er sich viel mehr auf Land und Leute, auf die Eindrücke, die er angeblich persönlich wahrnimmt, und auf kleine, fast „alltägliche“ Geschichten, die ihn offenbar beeindruckten und beschäftigten (beispielsweise der Besuch in einem Marionettentheater in Genua¹⁶¹).

Dickens war ein Mann, der gerne und täglich lange Spaziergänge unternahm, und währenddessen beobachtete er das ihn umgebende Leben und Treiben. Über Genua schrieb er schon recht bald:

¹⁶⁰ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 54.

¹⁶¹ Ebendort, Seite 53.

It is a place that „grows upon you“ every day. There seems to be always something to find out in it. There are the most extraordinary alleys and by-ways to walk about in. You can lose your way (what a comfort that is, when you are idle!) twenty times a day, if you like; and turn up again, under the most unexpected and surprising difficulties. It abounds in the strangest contrasts; things that are picturesque, ugly, mean, magnificent, delightful, and offensive, break upon the view at every turn.“¹⁶²

Auch wenn Dickens anfänglich Schwierigkeiten gehabt hat, sich an den Alltag in Genua zu gewöhnen, findet man nach seinem Umzug in die Villa Peschiere in *Pictures from Italy* keine Hinweise mehr darauf, dass er sich in seinem vorübergehenden Heim oder in Genua selbst unwohl fühlte.

Fanny Lewald ist diejenige der drei Autoren, die am detailliertesten darauf eingeht, wie sie sich in Rom häuslich einrichtete. Im *Italienischen Bilderbuch* weist nichts auf ihre genaue Wohnadresse hin, doch im *Römischen Tagebuch* finden wir diese sehr wohl. Lewald und ihre Begleiterin wohnten in der Via dei due Macelli Nr. 64, dicht am Spanischen Platz, in einer Wohnung, die, wie sie schreibt, „*nichts weniger als glänzend*“ war, aber „*anständig eingerichtet und den Bedürfnissen entsprechend*.“¹⁶³

Lewald und ihre Begleiterin wohnten im Haus eines Buchhalters, der mit seiner Familie in der Etage über ihnen lebte. „*Wir hatten im zweiten Stockwerk ein kleines, nach der Straße hinaus gelegenes Wohnzimmer; daneben zur Linken, ebenfalls nach der Straße gelegen, ein Schlafzimmer für meine Begleiterin und ein Schlafstübchen für mich, das sich zur Rechten des Wohnzimmers befand und auf einen, am Fuße des Monte Pincio sich hinziehenden Garten hinaussah.*“¹⁶⁴ Sie fühlte sich während der Zeit ihres Aufenthaltes in dieser Wohnung recht wohl und hat immer wieder auch Gäste bewirtet, die sie offenbar sehr gerne besuchten.

In ihrem typischen sorgfältig vergleichenden Stil äußert Lewald sich im Kapitel *Häusliche Einrichtung* darüber, dass vieles, was sie über die Unbequemlichkeiten, in Rom eine passende Wohnung zu finden, gehört hatte, nicht den Tatsachen entsprach. „*Man hatte mir so oft von den Unbequemlichkeiten des häuslichen Lebens in Italien gesprochen, daß mir bange davor geworden war. Ich hatte über Kälte, über Unsauberkeit in den Wohnungen, über Diebstähle*

¹⁶² Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 38.

¹⁶³ Lewald, Fanny; *Römisches Tagebuch*, 1845/46, Leipzig, Heinrich Spiro, Leipzig, 1927, Seite 45.

¹⁶⁴ Ebendort, Seite 45.

und über schlechte Nahrungsmittel klagen hören und fand dies alles teils unwahr, teils übertrieben und auch die Teuerung nicht wesentlich größer als in andern großen Städten, namentlich in Berlin.“¹⁶⁵

Sie spricht darüber, dass die Wohnungen leicht zu heizen seien, und auch, dass ihr die römischen Möbel sehr gefielen – beides fand sie dem Klima und dem Lebensstil angepasst. Auch die Möglichkeiten, sich zu verköstigen, werden von ihr genau beschrieben, und es ist davon auszugehen, dass sie selbst sich ebenfalls so verköstigt hat. Zunächst erwähnt sie lobend, dass die *„Diener zugleich die Küche verstehen und beide Ämter nebeneinander vortrefflich ausfüllen“*.¹⁶⁶ Danach geht sie näher darauf ein, dass man Mahlzeiten aus vielen großen Restaurants *„in Wärmeöfen“*¹⁶⁷ geschickt erhalten kann, erwähnt aber auch diverse Gaststätten an der Spanischen Treppe *„an denen Männer billig und gut speisen und wohin auch wohl Frauen in männlicher Begleitung zu gehen pflegen.“*¹⁶⁸ Im *Römischen Tagebuch* schreibt sie allerdings sehr deutlich, dass sie das Mittagessen aus einem *„Speisehause“* holen ließ, da sie *„an keiner öffentlichen Gasttafel zu essen wünschte.“*¹⁶⁹ Auch das Frühstück brachte man aus dem nächsten Kaffeehaus, und wieder erwähnt Fanny Lewald sehr klar, dass alles, was sie auf diese Weise erwarb, weder teuer noch von schlechter Qualität gewesen sei. Besonders betont sie die gute Qualität von Butter, Milch und Sahne und berichtet gleichzeitig von den Kühen und Ziegen, die man abends durch die Straße führt, damit jeder Haushalt sich selbst mit frischer Milch versorgen kann.

Als Dienerschaft verpflichtete Lewald die Frau eines Schuhmachers, der in der Nähe seine Werkstatt hatte, und auch der Schuhmacher selbst erledigte kleinere Dienste, wenn dies notwendig war. Es ist klar, dass es auch für die deutsche Schriftstellerin unumgänglich war, Arrangements mit Dienstboten zu treffen, da sonst die notwendige Bequemlichkeit nicht hätte gewährleistet werden können. Und obwohl Lewald öfter darauf hinweist, dass sie über kein großes Reisebudget verfügte, waren Dienstboten für sie durchaus leistbar.

Der weitere Alltag von Fanny Lewald bestand darin, einerseits am gesellschaftlichen Leben der in Rom lebenden Deutschen teilzunehmen (was laut *Römischem Tagebuch* aus zahlreichen Vergnügungen wie Soirées, Tanzveranstaltungen, Tee- und Diskussionsrunden,

¹⁶⁵ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 114.

¹⁶⁶ Ebendort, Seite 115.

¹⁶⁷ Ebendort, Seite 115 .

¹⁶⁸ Ebendort, Seite 115.

¹⁶⁹ Lewald, Fanny; *Römisches Tagebuch*, 1845/46, Heinrich Spiro, Leipzig, 1927, Seite 46.

etc. bestand), allerdings auch sorgfältig die Stadt Rom zu besichtigen, um Material für das *Italienische Bilderbuch* zu sammeln.

5.3. Rom

Eine der italienischen Städte, die die Reisenden im 19. Jahrhundert am meisten beschäftigte und auch faszinierte, war zweifellos Rom. Ein Besuch der „Ewigen Stadt“ gehörte nach Möglichkeit in jede Reiseroute, viele Reisende blieben länger (wie beispielsweise Fanny Lewald, die sich den gesamten Winter und Frühling ihrer Italienreise in Rom aufhielt) oder kamen immer wieder (wie zum Beispiel Hans Christian Andersen, der im Laufe der Jahre mehrmals Rom besuchte).

Obwohl, wie bereits angesprochen, Rom erst ab 1871 die Hauptstadt des italienischen Staates wurde, schien die Stadt bereits davor für viele eine Art Zentrum Italiens (und auch Höhepunkt einer Italienreise) zu sein. Rom war der Sitz des Papstes, des uneingeschränkten Oberhauptes von Millionen von Katholiken, und auch der Gründungsmythos, der die Jahrtausende überdauert hatte, umgab die Stadt mit einem ganz besonderen Flair, das viele selbst erleben wollten. In Rom hatte vieles, was Europa ausmachte, historisch gesehen seinen Anfang genommen, es gab unzählige Sehenswürdigkeiten zu bestaunen, und viele wollten sich vermutlich auch davon überzeugen, ob die Größe Roms, so wie sie durch viele Publikationen und Kunstwerke verbreitet worden war, tatsächlich so existierte, wie man sich diese vorstellte.

Hans Christian Andersen war von Rom sehr angetan, und auch wenn seine Vorliebe für Norditalien (und damit für Rom) sich im Laufe der Jahre gen Süden (und damit nach Neapel) verlagerte, so blieb Rom dennoch immer eine seiner Lieblingsstädte. Auf seiner ersten Italienreise 1833 – 1834 hatte er in Rom eine wunderbare Zeit inmitten vieler dänischer Künstler erlebt, gemeinsame Unternehmungen und Feiern hatten ihm den Aufenthalt extrem angenehm gestaltet. Auch war Andersen ein großer Bewunderer der schönen Künste, weshalb er, wenn in Rom, unentwegt damit beschäftigt war, die verschiedensten Museen und Prachtbauten zu besuchen. Deshalb blickte er auf seiner zweiten Italienreise, die er in *Eines Dichters Basar* beschreibt, mit großer Ungeduld und Freude seiner Ankunft in Rom entgegen. („Oh, wie klopfte mein Herz, daß ich nun Rom wiedersehen sollte!“¹⁷⁰) Und unmittelbar nach der Ankunft schreibt er in *Eines Dichters Basar*:

¹⁷⁰ Andersen, H.C., *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 97.

*Rom ist gewiß die einzige Stadt, in welcher ein Fremder ohne Familienbekanntschaften festwachsen und sich wie zu Hause fühlen kann; ein stilles Gemüt wird hier ebenso einsam und abgeschieden leben können, als es sich wünscht, und selbst der unruhigste Geist findet Abwechslung genug, denn kein Tag bricht an, der nicht für Auge und Geist etwas Neues brächte. Man muß ein ganzes Jahr in Rom verbringen, um das Bild dieser Weltstadt, der jede Jahreszeit ein eignes Kolorit verleiht, recht aufzufassen.*¹⁷¹

Obwohl seinen Tagebüchern zu entnehmen ist, dass sein zweiter Rom-Aufenthalt Andersen etwas enttäuschte – seine Bekannten waren größtenteils nicht mehr in der Stadt, und gemeinsame Unternehmungen teilweise schlecht geplant -, so schildert er die Ewige Stadt in *Eines Dichters Basar* doch in recht gutem Licht. Er widmet den Sehenswürdigkeiten Roms zahlreiche Kapitel und beschreibt in gewohnt „märchenhaftem“, schwärmerischen Stil ihre Schönheiten. Über die *Wasserfälle von Tivoli* (so auch der Titel des Kapitels) schreibt er beispielsweise:

*Hoch am Felsrand, über unseren Köpfen, lag der alte runde Sybillentempel; ein Bündel Heu war zwischen den Säulen entzündet, es loderte hell auf und warf einen flammenden Schein auf Säulen und Mauern, es sah aus, als feiere man dort ein Opferfest der alten Zeit. Die Wasser sangen ihre majestätische Hymne ja noch mit derselben Donnerstimme wie in jenen Nächten, da sie der Göttin geweiht! – Eine Sekunde lang war der ganze Tempel vom effektivsten Licht umstrahlt, dann wurde es wieder Nacht, schwarze Nacht.*¹⁷²

Und das abschließende Abendessen wird von ihm wie folgt beschrieben: *„Es war ein Abend voller Poesie, Arm in Arm standen wir am offenen Fenster, die Sterne funkelten so schön, und unter uns in der Tiefe erspähten wir als einen weißen Flor die brausenden Wassermassen, sie sangen ihr Lied so stark und ewig, wie es kein Dichter vermag.*“¹⁷³

Auch *die Kaiserburg* und *das Colosseum* (ebenso auch die Namen der beiden Kapitel) beeindruckten ihn sehr. In *Die Kaiserburg* vermerkt er generell über das Klima in Rom: *„Auch wenn der Winter noch so schlecht ist in Rom, er bringt auch Tage, die schön sind wie die anmutigsten Frühlingstage im Norden, man möchte ins Grüne hinaus, und das gibt es hier. Die Rosen stehen in voller Blüte, die Lorbeerhecken duften – wir können viele Ziele für*

¹⁷¹ Andersen, H.C., *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 97.

¹⁷² Ebendort, Seite 128.

¹⁷³ Ebendort, Seite 130.

unseren Spaziergang wählen.“¹⁷⁴ Und das Kolosseum, das er gerne bei Nacht besichtigte, wie es damals Mode war, wird von ihm geradezu ehrfurchtsvoll beschrieben:

*Das erste Mal muß man im Schein des Vollmonds hier eintreten, und es offenbart sich uns eine Tragödie aus Stein. Bei Fackelschein muß man die mächtigen Bögen durchwandern, hinauf bis zum obersten steigen, wo nicht Steine, sondern Felsenblöcke die Mauern bilden. Welche Totenstille! Welche Größe! – Das Fackellicht fällt auf das Spinnewebe in den Winkeln, wo die Fliege zappelt, aber wir denken nicht daran, wir denken nicht an den Jammer des Alltagslebens; die Steine um uns haben Stimmen, die Sterne darüber stehen mit ihnen im Bund, in großer Umgebung fühlt die Seele sich groß, das Colosseum predigt uns vom Leben der Welt, von Größe und Ohnmacht der Menschengeschlechter, und unsere Seele wird erhoben und demütig.*¹⁷⁵

Auch Charles Dickens hatte sich im Vorfeld großen Erwartungen hinsichtlich seines Rom-Besuchs hingegeben. Er und seine Familie waren Mitte Juli 1844 in Genua angekommen, und nach einem kurzen Aufenthalt in London und neuerlicher Rückkehr nach Genua brach Dickens schließlich im Jänner 1845 nach Rom auf. Schon die Reise durch die Campagna Romana beschreibt der englische Schriftsteller bereits mit wenig Enthusiasmus („*So sad, so quiet, so sullen; so secret in its covering up of great masses of ruin, and hiding them; so like the waste places into which the men possessed with devils used to go and howl, and rend themselves, in the old days of Jerusalem.*“¹⁷⁶), vermutlich um seine Leserschaft entsprechend auf den Höhepunkt des Kapitels vorzubereiten, nämlich als er und die Mitreisenden das erste Mal Rom erblicken.

*When we were fairly going off again, we began, in a perfect fever, to strain our eyes for Rome; and when, after another mile or two, the Eternal City appeared, at length, in the distance; it looked like – I am half afraid to write the word – like LONDON!! There it lay, under a thick cloud, with innumerable towers, and steeples, and roofs of houses, rising up into the sky, and high above them all, one Dome, I swear, that keenly as I felt the seeming absurdity of the comparison, it was so like London, at that distance, that if you could have shown it me, in a glass, I should have taken it for nothing else.*¹⁷⁷

¹⁷⁴ Andersen, H.C., *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 135.

¹⁷⁵ Ebendort, Seite 140.

¹⁷⁶ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 114.

¹⁷⁷ Ebendort, Seite 115.

Auch die ersten Eindrücke von Rom, als die Kutsche mit Dickens und seinen Reisebegleitern in die Stadt hineinrollte, schienen den Schriftsteller nicht optimistischer zu stimmen. „*It was no more my Rome: The Rome of anybody's fancy, man or boy; degraded and fallen and lying asleep in the sun among a heap of ruins: than the Place de la Concorde in Paris is. A cloudy sky, a dull cold rain, and muddy streets, I was prepared for, but not for this: And I confess to having gone to bed, that night, in a very indifferent humour, and with a very considerably quenched enthusiasm.*”¹⁷⁸

Wie im Kapitel “Religion” ausführlich diskutiert werden wird, begeisterten Dickens auch die Sehenswürdigkeiten des Vatikan nicht besonders. Positiv äußert der Engländer sich jedoch über die Feierlichkeiten des „Carnevale“, an denen er, ebenso wie viele andere Touristen, die sich zu dieser Zeit in Rom aufhalten, teilnimmt. „*Some quarter of an hour of this sort of progress, brought us to the Corso; and anything so gay, so bright, and lively as the whole scene here, it would be difficult to imagine.*”¹⁷⁹ Mit merkbarer Liebe zum Detail schildert Dickens die Menschen, die farbenprächtig gekleidet in den Straßen tanzen und lachen, er beschreibt die zahllosen Kutschen und das generelle Geschehen während der Festlichkeiten, um abschließend darüber zu urteilen:

*The game of the Moccoletti (the word, in the singular, Moccoletto, is the diminutive of Mocolo, and means a little lamp or candle-snuff) is supposed by some to be a ceremony of burlesque mourning for the death of the Carnival: candles being indispensable to Catholic grief. But whether it be so, or be a remnant of the ancient Saturnalia, or an incorporation of both, or have its origin in anything else, I shall always remember it, and the frolic, as a brilliant and most captivating sight: no less remarkable for the unbroken good-humour of all concerned, down to the very lowest (and among those who scaled the carriages, were many of the commonest men and boys), than for its innocent vivacity.*¹⁸⁰

Deutlich ist hier Dickens großes Interesse an den Menschen zu bemerken, für die der Schriftsteller generell bekannt ist, und die er in seinen Werken stets gerne und aufmerksam beschrieben hat.

Doch auch das Kolosseum, welches der Engländer im Rahmen seines Rom-Aufenthaltes selbstverständlich besichtigte, scheint ihn sehr beeindruckt zu haben. Am Abend des

¹⁷⁸ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 116.

¹⁷⁹ Ebendort, Seite 123.

¹⁸⁰ Ebendort, Seite 128.

Ostermontags 1845, am letzten Tag seines Aufenthaltes in der Ewigen Stadt, nach einem Feuerwerk vor dem Castel St. Angelo, fuhr Dickens extra zum Kolosseum, um davon, wie er schrieb, „Abschied zu nehmen.“

By way of contrast we rode out into old ruined Rome, after all this firing and booming to take our leave of the Coliseum. I had seen it by moonlight before (I could never get through a day without going back to it), but its tremendous solitude that night is past all telling. The ghostly pillars in the Forum; the Triumphal Arches of Old Emperors; those enormous masses of ruins which were once their palaces; the grass-grown mounds that mark the graves of ruined temples; the stones of the Via Sacra, smooth with the tread of feet in ancient Rome; even these were dimmed, in their transcendent melancholy, by the dark ghost of its bloody holidays, erect and grim; haunting the old scene; despoiled by pillaging Popes and fighting Princes, but not laid; wringing wild hands of weed, and grass and bramble; and lamenting to the night in every gap and broken arch – the shadow of its awful self, immovable!¹⁸¹

Als Dickens mit seiner Begleitung nach Florenz aufbricht und damit Rom verläßt, schreibt er philosophisch: „*We are bound for Naples! And we cross the threshold of the Eternal City at yonder gate, the Gate of San Giovanni Laterano, where the two last objects that attract the notice of a departing visitor, and the two first objects that attract the notice of an arriving one, are a proud church and a decaying ruin – good emblems of Rome.*“¹⁸²

Auch Fanny Lewald reiste mit großen Erwartungen nach Rom, auch sie hatte im Vorfeld viel über die Schönheit und Größe der Ewigen Stadt gehört. Von Florenz reiste sie nach Rom, und sie war extrem bewegt, als sie dem ersehnten Ziel endlich nahe war.

Heiße Tränen stürzten mir aus den Augen, Freude, am ersehnten Ziele zu sein; Ahnung des Schönen, das mir nun werden müsse; ein Gefühl von Leere, wie man es empfindet, wenn mit dem Erreichen eines Zieles die Notwendigkeit des Strebens aufhört, und eine ganz unsägliche Freude kamen über mich, so daß ich zum erstenmal in tiefer Sehnsucht nach meinen Lieben die Last des Alleingenießens sehr schwer empfand. Es war eine der bewegtesten, gehobensten Stimmungen meines Lebens, voll Dank gegen mein Geschick, voll Liebe für alles Gute, Große, Schöne und voll willenskräftiger Zuversicht zu mir selbst. Tiefergriffen erreichte ich das Weichbild

¹⁸¹ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 161.

¹⁸² Ebendort, Seite 162.

*Roms, die beiden Wache haltenden, steinernen Apostel, und fuhr mit schlagendem Herzen ein durch die antike Porta del Popolo in das Ewige Rom.*¹⁸³

Allerdings sind ihre Erwartungen – ähnlich wie die von Charles Dickens – so groß, dass sie anfänglich ihren Aufenthalt in Rom gar nicht genießen kann. In *Italienisches Bilderbuch* schreibt sie, dass die ersten Tage in der Ewigen Stadt sie gar nicht erfreuten. Die Peterskirche erschien ihr klein, der Corso eng und finster. Sie beklagt selbst, dass all die Eindrücke, die auf sie einstürmten, ihr so viele verschiedene Bilder übermittelte, daß sie „nicht eines zu fassen vermochte“ und sich ganz „zersplittert und zerrissen“ fühlte.¹⁸⁴ Das Forum Romanum empfand sie traurig, den Monte Cavallo ebenso, doch allmählich gewöhnt sie sich an das Leben in Rom und ist bereit dafür, ihre Eindrücke auf ihre übliche sorgfältige, genau berichtende Art und Weise zu schildern.

Die Ewige Stadt wird für sie in Zukunft etwas ganz besonders, sie verlebt Winter und Frühling hier, und außerdem lernt sie in Rom Adolf Stahr kennen, von dem sie sich schließlich sehr schmerzlich trennt, aber in Deutschland bald wiedertrifft. Ihre Bekanntschaft mit Adolf Stahr beschreibt sie in *Italienisches Bilderbuch* allerdings nicht, stattdessen widmet sie sich den typischen Bräuchen der Römer, aber auch dem römisch-katholischen Glauben. Ihre Meinung zum Katholizismus soll in einem späteren Kapitel genau untersucht werden. In eigenen Kapiteln beschäftigt sie sich mit *den Fremden* (den Touristen), die von Oktober bis nach Ostern die Stadt bevölkern, *dem Lotto*, *den Bettlern*, sowie *der Grotte der Egeria*. Immer wieder merkt man an den Beschreibungen einzelner Sehenswürdigkeiten, wie sehr Lewald von ihnen beeindruckt war. So schreibt sie von einer nächtlichen Fahrt über das Forum Romanum: „*Nun fiel das dunkelrote Fackellicht auf diesen schönsten, poetischsten Platz von Rom, vielleicht den schönsten auf der Erde. Schlank und in stiller Majestät standen sie da, die Säulen jener gesunkenen Tempel. Die in Trümmer zerfallenen Mauern lagen an ihren Sockeln umher, aber frei, stolz und zierlich ragten die schönen Säulen zu dem sternbesäten Nachthimmel empor wie Göttergedanken in dem Haupte eines Menschen, dessen geistige Kraft und Schönheit kein Schicksalswechsel und keine irdische Macht zerstören kann.*“¹⁸⁵

Lobend erwähnt sie die Anständigkeit des allgemeinen Frohsinns, und im Rahmen ihrer Beschreibungen vom Fest von San Giuseppe schreibt sie: „*Überall Frohsinn bei anständigster Haltung. Mir ist in den sieben Monaten, die ich in Rom verlebte, nur ein einzig Mal ein Betrunkener vorgekommen, und es muß wohl ein seltenes Ereignis sein, weil das Volk*

¹⁸³ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 104.

¹⁸⁴ Ebendort, Seite 105 .

¹⁸⁵ Ebendort, Seite 161.

einen förmlichen Aufzug daraus machte.“ Und gleich darauf etwas weiter unten kommentiert sie die Festlichkeiten:

Man konnte recht ruhig sein Abendbrot verzehren und sich ruhig niederlegen, denn hungrig ging an diesem Abende wohl kaum ein Römer zu Bette. Hier konnte man es empfinden lernen, wenn man überhaupt ein Herz für seine Mitmenschen hat, welche ein beseligendes Glück in einem Zustande der Gesellschaft liegen müßte, in dem für die besonderen Bedürfnisse des einzelnen gehörig gesorgt wäre; und mir ist Rom, ganz abgesehen von seiner Erhabenheit und Schönheit, schon darum so wert geworden, weil das Volk dort viel glücklicher, viel mehr genießend erscheint als in unserer ärmeren Heimat.¹⁸⁶

Natürlich besucht auch Fanny Lewald das Kolosseum, sie rät jedoch dazu, es entgegen der allgemeinen Mode, nicht abends zu besuchen. „Aber wenn man früh am Morgen in das Colosseum wandert, dann genießt man es allein, ungestört und deshalb umso reicher.“¹⁸⁷ Und ähnlich wie Charles Dickens, der im Kolosseum von Rom Abschied nahm, verbringt die Schriftstellerin ihren letzten Morgen dort. Hier philosophiert sie über das Christentum, sowie Christus und seine Lehren, gleichzeitig schwärmt sie aber auch über die Ewige Stadt:

Aber diese Ahnung eines großen Ganzen wird zur Gewißheit, wird zur Überzeugung, zum Gott, zum Ideal, dem wir uns und unser Streben unterordnen, wenn wir in Rom mit einem Blicke Jahrtausende der Weltgeschichte überschauen; in Rom, wo die Gegenwart ihr frisches Grün, ihr lachendes Leben um die Vergangenheit schlingt, gleich Kränzen der Kindesliebe um die Gräber der Eltern, und wo unter den Trümmern des Geschaffenen überall siegreich sich die unsterbliche Dauer des Geistes verkündet.¹⁸⁸

¹⁸⁶ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 215.

¹⁸⁷ Ebendort, Seite 228.

¹⁸⁸ Ebendort, Seite 229.

6. Das Thema „Religion“ bei Andersen, Dickens und Lewald

6.1. Allgemeines zum Thema „Religion“

Das Thema „Religion“ ist vermutlich eines der am meisten diskutierten Themen der Welt, vielleicht sogar das am meisten diskutierte. Daher scheint es nicht ungewöhnlich, dass auch die Italienreisenden des 19. Jahrhunderts besonderes Interesse für das römisch-katholische Italien, seine religiösen Bräuche, Gebäude und – ganz besonders im Falle eines Rombesuches – das Papsttum hegten.

Damals wie heute beschäftigte man sich auf Reisen gerne mit Gegensätzen und dem unmittelbaren Vergleich mit der eigenen Heimat, auch die Menschen, die im 19. Jahrhundert Italien besuchten, befaßten sich gerne mit sozialen Gegebenheiten und den Topoi „Norden versus Süden“ und „Kalt versus Warm“. Und selbstverständlich war auch einer der Vergleiche, die immer wieder angestellt wurden, derjenige zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus.

Generell soll angemerkt werden, dass das Thema „Religion“ in der entsprechenden Sekundärliteratur immer nur als Randthema behandelt wird, obwohl es für viele Reisende des 19. Jahrhunderts einen nicht unerheblichen Schwerpunkt ihrer Italienreisen bildete. Eine diesbezügliche weitere, tiefergehende Forschung wäre hier durchaus angebracht und sinnvoll.

Die unmittelbare Begegnung mit dem römisch-katholischen Italien, welches im Herzen Roms auch noch das Zentrum des Katholizismus, den Sitz des Papstes, beheimatete, muss für einen im Geist des Protestantismus erzogenen Menschen manchmal geradezu erschreckend gewesen sein. Die religiösen Prachtbauten, die Fülle der wertvollen Kunstgegenstände und der offen zur Schau gestellte Prunk des Vatikan stießen oft auf Kritik und Unverständnis, waren doch gerade Bescheidenheit und zurückhaltende Lebensweise Eckpfeiler des Christentums. Die gelebte Schlichtheit des Protestantismus stieß sich daher selbstverständlich auch oft an der Üppigkeit des Katholizismus. Auch im 19. Jahrhundert war die Religion ein sehr wesentliches Thema, daher wurde von den Reisenden viel Zeit darauf verwandt, den Katholizismus, seine Bräuche, Feste und auch seine Selbstdarstellung aufmerksam zu beobachten und auch zu kommentieren.

Die Kritik am römisch-katholischen Glauben, bzw. daran, wie er in Italien gelebt wurde, hatte natürlich nicht erst im 19. Jahrhundert, sondern schon viel früher eingesetzt. Der im Jahr 1521 geborene Henry Wotton, englischer Diplomat und Schriftsteller, lebte ab 1602 längere Zeit in Florenz. Hier fand er ganz besonders die Anwesenheit englischer Katholiken extrem erwähnens- und verachtenswert. So schrieb er:

[Since I am fallen to Florence] I cannot but lament unto your Lordship the danger that I foresee of corrupting many in that court; whither many are drawn of our English gentlemen, by the beauty and security of the place, and purity of the language. For there is in that town at the present a certain knot of bastard Catholics, partly banished and partly voluntary residents [residents] there, whereof Tobie Mathew is the principal.¹⁸⁹

Auch beispielsweise Tobias Smollett äußerte auf seiner ersten Italienreise, die er von 1763 – 1765 unternahm, über das Fasten: *On a meagre day [day of fasting] those ragamuffins will rather die of hunger than suffer the least morsel of flesh-meat to enter their mouths.*“ Und etwas weiter unten: *„I have indeed remarked all over this country, that a man who transgresses the institutions of the church in these small matters, is much more infamous than one who has committed the most flagrant crimes against nature and morality.“¹⁹⁰* (Smollett hegte eine sehr grundlegende Ablehnung gegenüber dem römisch-katholischen Glauben, was ihn jedoch ironischer Weise nicht davon abhielt, in seinem späteren Leben aufgrund seiner schlechten Gesundheit nach Italien zu ziehen, wo er 1771 verstarb und auch begraben wurde.)

Auch der 1778 geborene William Hazlitt äußert beispielsweise über römische Pilger:

We passed two on the road, with their staff, and script and motley attire. I did not look at them with any particle of respect. The impression was, that they were either knaves or fools. The farther they come on this errand, the more you have a right to suspect their motives, not that I by any means suppose they are always bad but those who signalise their zeal by such long marches obtain not only absolution for the past, but extraordinary indulgence for the future, so that if a person meditate any baseness or mischief, a pilgrimage to Rome is his high

¹⁸⁹ Wotton, Henry, aus *The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers – an annotated Anthology*, edited by Manfred Pfister, Amsterdam-Atlanta, Rodopi, 1995, Seite 198.

¹⁹⁰ Smollett, Tobias, aus *The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers – an annotated Anthology*, edited by Manfred Pfister, Amsterdam-Atlanta, Rodopi, 1995, Seite 207.

road to it.¹⁹¹ Hazlitt (der selbst nicht unbedingt als unkomplizierter Zeitgenosse bekannt war) schien die Idee einer „Absolution auf Vorrat“ nicht unbedingt zu gefallen.

Viele Reisende des 19. Jahrhunderts standen dem Katholizismus recht entspannt gegenüber, man war teilweise durchaus neugierig auf den Glauben, der besonders in Italien so intensiv gelebt wurde. So gab es in dieser Zeit Schriftsteller, die nicht nur genau beobachteten, sondern es sich durchaus leisteten, ihr Missfallen, das der Katholizismus in ihnen auslöste, auf humoristische/ironische Weise kund zu tun. Charles Dickens, der sich ein Jahr lang in Italien aufhielt und dort die bekanntesten Städte und natürlich auch viele wesentliche Sehenswürdigkeiten besuchte, scheint sich beispielsweise über seine Erlebnisse während der Karwoche im Vatikan sehr zu amüsieren. So reflektiert er - zu spät zum Miserere gekommen, sodass er die Sixtinische Kapelle nicht mehr betreten konnte - über die Vorgänge um den Vorhang, der den Eingang zur Sixtinischen Kapelle verschließt: „*Hanging in the doorway of the chapel, was a heavy curtain, and this curtain, some twenty people nearest to it, in their anxiety to hear the chanting of the Miserere, were continually plucking at, in opposition to each other, that it might not fall down and stifle the sound of the voices. The consequence was, that it occasioned the most extraordinary confusion, and seemed to wind itself about the unwary, like a Serpent.*”¹⁹² (In weiterer Folge soll im Kapitel 6 auf Dickens und sein Verhältnis zum Katholizismus, wie er es in *Pictures from Italy* genauer beschreibt, eingegangen werden.)

Auch heute ist die katholische Kirche Kritik ausgesetzt, und nicht zuletzt durch unsere moderne Medienlandschaft, erscheint die Diskussion intensiver. Konkret in Österreich vermehren die Medien immer wieder eine steigende Anzahl von Austritten aus der katholischen Kirche, Frauen fühlen sich im Katholizismus benachteiligt, das Zölibat wird diskutiert. Doch auch im 21. Jahrhundert reisen viele Menschen nach Italien und besuchen dort die großen kirchlichen Feste und die religiösen Bauwerke. Das Reiseverhalten hat sich allerdings verändert, die meisten Reisenden können heute weniger Zeit im „fremden“ Italien verbringen, der Urlaub ist meist auf zwei oder drei Wochen begrenzt. In dieser Zeit gelingt es oft nur, die wichtigsten Kulturdenkmäler zu besichtigen, kurz die Sonne und das quirlige Leben zu genießen – und schon geht es wieder zurück zum Flughafen und nach Hause. Die

¹⁹¹ Hazlitt, William, aus *The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers – an annotated Anthology*, edited by Manfred Pfister, Amsterdam-Atlanta, Rodopi, 1995, Seite 215.

¹⁹² Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1995, Seite 152.

früheren Reisenden hatten wesentlich mehr Zeit zur Verfügung, was die Reflexion und das genaue Beobachten natürlich sehr erleichterten.

In weiterer Folge soll das Verhältnis von Hans Christian Andersen, Charles Dickens und Fanny Lewald zum Katholizismus näher untersucht werden. Dazu sollen die Werke *Eines Dichters Basar*, *Pictures from Italy* und *Italienisches Bilderbuch* dienen.

6.2. Allgemeines zum Thema Religion bei Andersen, Dickens und Lewald

Sowohl Hans Christian Andersen, als auch Charles Dickens und Fanny Lewald kamen aus dem protestantischen Umfeld, ergo dessen war die römisch-katholische Religion für alle drei Schriftsteller etwas Neues, das sie auf ihren Reisen nach Italien sehr interessierte.

Liest man die Werke des dänischen Dichters Andersen aufmerksam, so findet man immer wieder Hinweise darauf, dass der Däne den Pomp und den Aufwand, der beispielsweise in Rom, im Vatikan, betrieben wurde, durchaus mochte. Er ging selbst auch immer wieder zu verschiedensten Messen, und besonders in seinen privaten Tagebüchern erwähnt er, wie sehr ihn verschiedenste diesbezügliche Eindrücke bewegten. In *Eines Dichters Basar* ist er diesbezüglich etwas zurückhaltender (fast als wäre es damals nicht „en vogue“ gewesen, über den Katholizismus zu schwärmen), dennoch findet man auch hier immer wieder deutliche Aussagen, dass er dem katholischen Glauben sehr positiv gegenüber steht, und von dem er immer wieder mit sorgfältig beobachteten Details berichtet, die dem Leser konkret zeigen, wie sehr Andersen davon berührt war.

So schreibt er zum Beispiel kurz nach der Ankunft in Mantua: „*Es war das Fest der Madonna. Die prächtige Kirche strahlte von Lichtern, die Bilder in der Kuppel schienen zu leben, ja, sie schwebten; es war, als schaute man direkt in den Himmel hinein. Weihrauchduft erfüllte die Gänge, Musik und Gesang ertönten so jubelnd und schön, sie atmeten eine Freude, die wir Nordländer uns in keiner Kirche denken können, und doch, wenn wir es hier hören und die andächtig knieende Menge sehen, fühlen wir uns davon erhoben.*“¹⁹³

Charles Dickens wiederum war als geborener Engländer Mitglied der Church of England, deren Verhältnis zum Katholizismus man mit „distanziert“ beschreiben könnte. Dickens selbst

¹⁹³ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 58.

war sehr zurückhaltend in seinen Äußerungen hinsichtlich seiner eigenen religiösen Anschauungen, man könnte aber sagen, dass er durchaus an die christlichen Grundsätze – Nächstenliebe, Unterstützung der Armen, etc. – glaubte.¹⁹⁴ Bedenkt man weiterhin, dass der englische Schriftsteller sich sein Leben lang für die Bekämpfung der Armut einsetzte und oft karitativ tätig war, so ist klar, dass er, wie zahlreiche Aussagen in seinen Werken, und ganz besonders in *Pictures from Italy*, deutlich hervorstreichen, dem Pomp der Katholischen Kirche, der aus seiner Sicht auf gewisse Weise mehr der eigenen Inszenierung diene als der Armutsbekämpfung, nicht allzu positiv gegenüberstand.

In *Pictures from Italy* beschäftigt Dickens sich immer wieder mit dem Katholizismus, wie er ihn auf seiner Italienreise erlebte.

*A similar atmosphere envelops his interest in buildings, and people, and paintings, and "sights" in general: he had what his friend, Daniel Maclise, called a "clutching" eye: he received his impressions straight away, and then was in a desperate hurry to move on to the next thing, and the next. This of course accounts for his interest in crowds, in carnivals, and in festivals of all kinds where the eye is continually being besieged by novelties and new sensations. That is why, in his descriptions of Italian life, he saw only the surfaces of things. The Catholic Church, for example, became for him no more than a parade of mummers and he seemed to have no interest in the history or traditions of that faith.*¹⁹⁵

Es ist schwierig zu sagen, inwieweit Dickens in *Pictures from Italy* tatsächlich seine Empfindungen für die Katholische Kirche wiedergibt, oder ob er vielmehr in jenem Stil schrieb, den, wie er meinte, sein Publikum von ihm erwartete. Es fällt recht schwer zu glauben, dass ein höchst erfolgreicher Schriftsteller, der in der Lage war, die Interessen seiner Leser so punktgenau zu treffen, auf seiner Italienreise nur „die Oberfläche“ vieler Dinge gesehen haben soll. Eher scheint dies darauf hinzudeuten, dass Dickens in *Pictures from Italy* tatsächlich sehr konkret „für seine Leserschaft“ schrieb und seine eigenen Empfindungen möglicherweise nur sehr begrenzt und/oder in Abstufungen darstellte. Grundsätzlich sind seine Aussagen zum Thema jedenfalls recht spöttisch und zeigen den Katholizismus

¹⁹⁴ <http://www.victorianweb.org/authors/dickens/dickens4.html>;
<http://dickens.ucsc.edu/faq/religion.html>;
<http://www25.uua.org/uuhs/duub/articles/charlesdickens.html>.

¹⁹⁵ Ackroyd, Peter; *Introduction to Dickens*, Sinclair-Stevenson Limited, England, 1991, Seite 84.

manchmal von einer eher lächerlichen, übertriebenen Seite. So schreibt er beispielsweise über eine Messe, die am Festtag des Heiligen Nazaro in Genua abgehalten wurde:

“There were some men present: not very many: and a few of these were kneeling about the aisle, while everybody else tumbled over them.” Und etwas weiter unten über die musikalische Untermalung:

...the organ played away, lustily, and a full band did the like; while a conductor, in a little gallery opposite to the band, hammered away on the desk before him, with a scroll; and a tenor, without any voice, sang. The band played one way, the organ played another, the singer went a third, and the unfortunate conductor banged and banged, and flourished his scroll on some principle of his own: apparently well satisfied with the whole performance. I never did hear such a discordant din. The heat was intense all the time.¹⁹⁶

Und als er das übliche Läuten der Kirchenglocken an einem Sommerabend in Genua beschreibt, ist sein Ton nicht weniger spöttisch:

Meanwhile (and especially on festa-days) the bells of the churches ring incessantly; not in peals, or any known form of sound, but in a horrible, irregular, jerking, dingle, dingle, dingle: with a sudden stop at every fifteenth dingle or so, which is maddening. This performance is usually achieved by a boy up in the steeple, who takes hold of the clapper, or a little rope attached to it, and tries to dingle louder than every other boy similarly employed. The noise is supposed to be particularly obnoxious to Evil Spirits; but looking up into the steeples, and seeing (and hearing) these young Christians thus engaged, one might very naturally mistake them for the Enemy.¹⁹⁷

Auch seine Abneigung den zahlreichen Priestern und Mönchen gegenüber, die in den Straßen von Genua zu sehen sind, bringt er klar zum Ausdruck:

The streets of Genoa would be all the better for the importation of a few priests of prepossessing appearance. Every fourth or fifth man in the streets is a priest or a monk: and there is pretty sure to be a least one itinerant ecclesiastic inside or outside

¹⁹⁶ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 35.

¹⁹⁷ Ebendort, Seite 45.

*every hackney carriage on the neighbouring roads. I have no knowledge, elsewhere, of more repulsive countenances than are to be found among these gentry. If Nature's handwriting be at all legible, greater varieties of sloth, deceit, and intellectual torpor, could hardly be observed among any class of men in the world.*¹⁹⁸

Charles Dickens generelle Einstellung zum Katholizismus – jedenfalls jene Einstellung, die er in *Pictures from Italy* deutlich vertritt – könnte man generell am besten mit einem weiteren Absatz seines Werkes beschreiben, in welchem er seine Ankunft in Modena schildert, wo er die dortige Kathedrale betritt:

*I passed from all the glory of the day, into a dim cathedral, where High Mass was performing, feeble tapers were burning, people were kneeling in all directions before all manners of shrines, and officiating priests were crooning the usual chant, in the usual, low, dull, drawling, melancholy tone. Thinking how strange it was, to find, in every stagnant town, this same heart beating with the same monotonous pulsation, the centre of the same torpid, listless system, I came out by another door...*¹⁹⁹

Natürlich gehört auch in Fanny Lewalds *Italienischen Bilderbuch* die Religion zu einem wichtigen Thema. Als Jüdin geboren und auf Wunsch des Vaters zum Protestantismus übergetreten, stand Fanny dem Protestantismus nicht besonders positiv gegenüber, wie immer wieder in ihren Werken zu lesen ist. Sie fühlte sich in dieser Religion offenbar nicht zu Hause und war vermutlich auch daher geneigt, den Katholizismus milder und offener zu betrachten, als viele andere Italienreisende.

Fanny beobachtet im *Italienischen Bilderbuch* sehr genau und urteilt zurückhaltend, sie übernimmt keine vorgefertigten Meinungen und macht sich selbst ein Bild. Viele Aussagen der diversen protestantischen Reisenden über den katholischen Glauben scheinen gemacht worden zu sein, weil man ihn als Gegensatz zum eigenen – natürlich besseren – Glauben empfand, bzw. viele Pauschalierungen und Aussagen anderer Reisender der eigenen Wertung zugrunde gelegt worden waren. Der Protestantismus war lange Zeit der klassische Opponent des Katholizismus, weshalb die Entstehung und Niederschrift vieler Aussagen logisch nachvollzogen werden kann. Dennoch kann es – wissenschaftlich gesehen – im religiösen Bereich keine absolute und einzige Wahrheit geben, weshalb die Zurückhaltung und

¹⁹⁸ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 43.

¹⁹⁹ Ebendort, Seite 68.

Unvoreingenommenheit von Fanny Lewald in ihren Werken – und ganz besonders im hier besprochenen *Italienischen Bilderbuch* - als äußerst positiv gewertet werden muss.

„Die Konsequenz“, so sagt sie in *Italienisches Bilderbuch*, „ist es, die den Katholizismus stark macht. Der Katholizismus ist ganz und mächtig, der Protestantismus halb und ohnmächtig, solange er nicht bis zur äußersten Spitze rationeller Freiheit geht, solange er ein klägliches Mittelding von Glaubensfreiheit und Gewissenszwang bleiben will, solange er zwar unscheinbar, aber doch herrschsüchtig ein egoistisches Pfaffentum in sich verbirgt. Der Katholizismus ist ehrlicher.“²⁰⁰ Fanny Lewald beschäftigte sich offensichtlich sehr genau mit den Strukturen der katholischen Religion, einer Religion, die zu einem nicht geringen Teil auf Macht und der Ausübung davon basiert – nichts, was eigentlich zum Klischee des mildtätigen Christentums passt. Dennoch scheint die emanzipierte Schriftstellerin in der Offenheit, in welcher der Katholizismus zu herrschen wünscht und Macht ausübt, etwas gefunden zu haben, was ihr beim Protestantismus augenscheinlich fehlte, weshalb sie eine – aus ihrer Sicht – existierende Ehrlichkeit des römisch-katholischen Glaubens in ihrem *Italienischen Bilderbuch* so positiv hervorstreicht.

Trotzdem, und das ist im Interesse einer ausgewogenen Betrachtungsweise auch gut so, spart sie in *Italienisches Bilderbuch* nicht mit Kritik am katholischen Glauben. Sie empfindet ihn als „der Vielgötterei und deren Priestertum nur zu nahe verwandt“²⁰¹ – zu fremd sind ihr offenbar, auch wenn sie sich oft in sehr positiven Betrachtungen darüber ergeht, der Heiligenkult und der generelle, sehr auf Äußerlichkeiten gerichtete Kultus. Nach den prächtigen Zeremonien zum Jahrestag des Papstes schreibt sie sogar extrem deutlich: „Trotzdem hat mir aber weder hier noch jemals der katholische Ritus einen erhebenden Eindruck zu machen vermocht.“²⁰² Die Zeremonien der Osterwoche sind für sie „nichts anderes gewesen als die Festzüge in einer Oper oder einem Ballett“²⁰³, teilweise empfindet sie sie sogar als langweilig.

Fannys Kritik am Katholizismus gleicht nicht der von Charles Dickens, der häufig auf sehr spöttische, ja, sogar abfällige Art und Weise – und ganz bestimmt zum Gaudium seiner Leserinnen und Leser, wenn man den Erfolg von *Pictures from Italy* betrachtet – von der katholischen Kirche und ihren Bräuchen spricht. Fanny Lewalds Kritik in *Italienisches*

²⁰⁰ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 139.

²⁰¹ Ebendort, Seite 205.

²⁰² Ebendort, 1992, Seite 203.

²⁰³ Ebendort, Seite 204.

Bilderbuch basiert auf Fakten, die sie glaubwürdig und ruhig darstellt, sowohl von der positiven, als auch von der negativen Seite. Zweifellos gefiel ihr, dass in Italien die Gläubigen dennoch fröhlich sein und ihre Feste feiern konnten – es ging also offensichtlich freier, weniger starr zu als in jenem Glauben, den sie ihrem Vater zuliebe angenommen hatte. Sehr konkret vergleicht sie ihn diesbezüglich mit dem Katholizismus: *„Dieser sagt: Die Erdenfreuden sind schön und erlaubt, aber es gibt eine größere, himmlische Seligkeit, die man erkaufen kann, indem man das Erdenleben opfert. Der Protestantismus dagegen erklärt die Freuden des Diesseits an und für sich als sündhaft.“*²⁰⁴ Besonders sympathisch scheint ihr hierbei die Idee des Purgatoriums, des Fegefeuers, in welchem die Gläubigen, die (unter anderem) zu intensiv die Freuden des irdischen Lebens genossen haben, auf das Leben im Paradies vorbereitet werden. Bestimmt nicht nur für jemanden, der die strengen Grenzen des Protestantismus gewohnt ist, eine sehr verlockende und auch beruhigende Vorstellung.

Für Fanny Lewald, die in einer Zeit lebte, als der Glaube einen definitiven Lebensschwerpunkt für viele Menschen bildete und man sich möglicherweise sehr verloren vorkam, wenn man den Glauben seiner unmittelbaren Gesellschaft nicht nachvollziehen konnte, war die gewisse „Freizügigkeit“ des Katholizismus, vor allem, wenn sie ihn mit der von ihr beklagten Starrheit des nordischen Protestantismus verglich, wohl so etwas wie ein „Licht in der Dunkelheit“ ihres persönlichen „Unwohl-Fühlens“ in der vom Vater aufgezwungenen Religion.

Sehr konkret und scharfsinnig führt sie ihre Kritik am Protestantismus des Nordens in *Italienisches Bilderbuch* etwas weiter unten aus: *„Ich denke mir immer, diese Entsagungstheorie sei eine weise Polizeimaßregel des Nordens. Es ist gescheit, dem Volke dort Entsagung zu predigen, denn das Volk hat keine Genüsse, keine Freuden, und man schafft ihm keine. Wie Christus aber mitten in dem zauberhaften Naturreichtum des Orients unmöglich Askese predigen konnte, das begreift man erst im Süden.“*²⁰⁵ Sehr deutliche und offene Worte einer Frau, die, selbst wenn der Katholizismus sie nicht restlos überzeugen konnte, im katholischen Italien immerhin ein Lebensgefühl fand, dass sie bisher so noch nicht erlebt hatte. Und sie scheut sich nicht, ihrer Leserschaft von ihren Empfindungen zu berichten.

²⁰⁴ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 210.

²⁰⁵ Ebendort, Seite 211.

Es fällt auf, dass sie, im Vergleich zu Dickens und Andersen, in *Italienisches Bilderbuch* den Fokus zwar immer wieder aber nicht so absolut wie ihre beiden Kollegen auf den Katholizismus legt. Zwar ist dieser - bei der Reisebeschreibung eines tief katholischen Landes – sehr oft in ihren Beschreibungen vertreten, dennoch widmet sie sich in den einzelnen Kapiteln keinesfalls auf hauptsächliche Weise den Eindrücken des katholischen Glaubens (wie beispielsweise Dickens das tut, der jedenfalls einen Schwerpunkt darauf legt, obwohl er letztendlich eher ironisch darüber urteilt). Vielmehr beschreibt sie viele unterschiedliche Aspekte des italienischen Lebens, wie beispielsweise in den Kapiteln *Das Lotto* (wo es um die alte Zahlenlotterie geht), *Die Preisverleihung der Akademie von San Luca auf dem Kapitale* oder auch *Soiree*. Sie ist am Katholizismus durchaus interessiert, doch bemüht sie sich nicht, ihn besonders herauszustreichen, sondern vielmehr ihn als zu Italien und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern gehörig in angemessener Weise zu beschreiben. So sagt sie beispielsweise im Kapitel *Ein Besuch im Frauenkloster Trinità dei Monti und eine Jesuitenpredigt*: „In Italien und namentlich in Rom tritt aber der Katholizismus in seiner ganzen riesenhaften Größe und Festigkeit auf. Er mahnt mich oft an den schönen Gigantenbau, an das Colosseum, das aus so festen Quadern nach so weisem Plane gebaut ist, daß es fast unzerstörbar scheint. Soviel die Zeit und die Menschen daran gerüttelt haben, soviel schon davon vernichtet ist, noch immer überragt es an Schönheit und Tüchtigkeit alle andern Bauten, und man fühlt, dass es doch noch innere Haltbarkeit und lange Dauer in die Zukunft haben wird.“²⁰⁶

Fanny Lewalds Einschätzung des Katholizismus ist einerseits wohlwollend, andererseits sehr trocken, aber teilweise auch sehr kritisch und lässt sich gut mit einer Beschreibung subsumieren, die sie nach den Zeremonien der Osterwoche abgibt:

Der Katholizismus ist wie jede Religion poetisch, wenn man einmal in einsamer Kirche einen Menschen hingesunken sieht in innerer Sammlung, in starker Erhebung seines Geistes; aber ich glaube, daß nach den Zeremonien der Osterwoche der Katholizismus jedem Protestanten als ein vollständiges Götzentum erscheinen muß. Es ist ein wahrer Olymp, eine wahre Vielgötterei, dieses katholische Jenseits mit Gottvater, der Madonna, dem Sohne und allen Heiligen, wie sie das Volk verehrt und auffaßt. Sah ich die wundervolle Konsequenz, mit der sich die Menschen die einzelnen, ganz unmöglichen Fakta zusammenpassen, um ein festgegliedertes Ganzes daraus zu

²⁰⁶ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 79.

*machen, so begriff ich nicht, wie soviel gesunde Logik sich in den Banden des Aberglaubens erhalten läßt. Man fragt sich: weshalb baut die Logik sich Zwingburgen für die Vernunft, statt sie zu zerstören? Warum wagt sie nicht einen Ausfall aus der Festung der Kirche in die Natur, in der das ewige Leben ist und die Wahrheit? Warum läßt sich die Seele ans Kreuz schlagen und tröstet sich mit getrockneten, weihwasserbesprengten Palmzweigen, statt sich den tauglänzenden Lorbeer, den blühenden, duftenden Zweig der Orange vom frischen Baume zu brechen?*²⁰⁷

Eher selten beschäftigt sie sich in *Italienisches Bilderbuch* ausschließlich mit dem Katholizismus, so zum Beispiel im Kapitel *Ein Besuch im Frauenkloster Trinitá dei Monti und eine Jesuitenpredigt*. Hier setzt sie sich mit einem Klosterbesuch in Rom auseinander, und sie beschreibt sowohl das Kloster, als auch die Damen, die zur Bußzeit für zehn Tage in das Kloster kommen, um sich dort geistiger Andacht und Einkehr zu widmen. Die Nonne, die sie einlässt, wird von ihr als „*hübsch*“²⁰⁸ beschrieben, die Kirche als „*groß, hochgewölbt, licht und vornehm elegant*“²⁰⁹, „*nicht geeignet zu der Sammlung, deren ein tieferschüttertes Gemüt in der Zerknirschung über große Sünden bedarf; aber sehr angenehm, um mit wehmütigem Ernst an die kleinen Sünden zu denken, deren man sich bewußt ist, ohne sie schwer zu bereuen.*“²¹⁰ Die Priorin ist für Lewald eine „*schöne, frische Frau von etwa fünfzig Jahren*“²¹¹, und auch die Art und Weise, in welcher der Priester in der benachbarten Kapelle zu den Damen, die ihre Bußzeit absolvieren, spricht, findet die Zustimmung der Autorin.

*Die Weise in welcher der Pater sprach, gefiel mir sehr. Ich habe sie bei allen katholischen Predigern Italiens gefunden, welche ich zufällig gehört. Sie ist fern von dem hohlen, zur Manier gewordenen Pathos der protestantischen Geistlichen, die uns durch ihr Niederdonnern von der Kanzel, durch das gleichmäßig rhythmische Fallen und Steigen der Stimme von ihrer Begeisterung für die Sache überzeugen wollen. Der heutige protestantische Prediger kämpft für seine Überzeugung, weil er weiß, daß viele daran zweifeln; aber der Kampf macht den Menschen immer unruhig, heftig und unschön.*²¹²

Dennoch fühlt sich Fanny Lewald nicht wohl während der Predigt, die der Pater den anwesenden Damen hält, sie fühlt sich beklommen und ist froh, als sie die Kapelle verlassen

²⁰⁷ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 206.

²⁰⁸ Ebendort, Seite 140.

²⁰⁹ Ebendort, Seite 141.

²¹⁰ Ebendort, Seite 141.

²¹¹ Ebendort, Seite 142.

²¹² Ebendort, Seite 144.

kann. *„Ich sehnte mich nach Licht und Luft und war herzlich froh, als die Oberin die Türe öffnete, den Vorhang aufhob und ich hinauskam in die freie, schöne Gotteswelt. So tief war das Dunkel der Kapelle gewesen, daß ich mehrere Minuten lang die Augen schließen mußte, weil ich das Licht nicht ertragen konnte.“*²¹³ Predigt, Gebet, anschließende Stille und die Reaktion der Damen, die sich durch Seufzen oder leises Schluchzen äußerte, waren denn doch zu bedrückend für die deutsche Schriftstellerin.

6.3. Kirchen als Gebäude

Besuche in römisch-katholischen Kirchen gehörten im 19. Jahrhundert zum Standard-Programm, wenn man nach Italien reiste. Dies galt natürlich auch für Hans Christian Andersen, Charles Dickens und Fanny Lewald.

Andersen, der dänische Dichter, war, wie er in *Eines Dichters Basar* häufig erwähnt, immer wieder angetan von der festlichen Stimmung, die bei Kirchenfesten herrschte. Und er fühlte sich auf eigenartige Weise unbehaglich, wenn – wie er meinte – einer Kirche nicht die nötige Ehre erwiesen wurde. So in Mantua, als die Kutsche, in der er reiste, zu einem Postgebäude rollte, welches in einer ehemaligen Kirche untergebracht war. Die Tatsache, dass hier ein früheres Gotteshaus, wie er schreibt, „niedrigsten Bedürfnissen“ gewidmet war, missfiel ihm sehr.

*Der untere Teil der Kirche war nahezu dunkel; wo früher die Messingkrone hing, brannte jetzt eine große Stallaterne und beleuchtete die Diligence und den ihr am nächsten stehenden Wagen; rundum standen Koffer, Reisegeut und Gepäck. Das Ganze machte auf mich einen unangenehmen Eindruck, denn allzu vieles hier erinnerte an ein Gotteshaus. Wo einer der Altäre gestanden hatte, war ein hölzerner Schuppen errichtet worden, gewidmet den niedrigsten Bedürfnissen. Ich weiß nicht, mit welchen Gefühlen der Katholik die Verwandlung einer Kirche in einen Stall betrachtet; ich hatte mir immer vorgestellt, er wäre leidenschaftlicher in seinem Glauben als der so wenig zeremonielle Protestant – und ich war froh, wieder fortzukommen.“*²¹⁴

²¹³ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 147.

²¹⁴ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 59.

Andersen identifizierte sich – obwohl Protestant – offenbar soweit mit dem Katholizismus, dass es ihm unangenehm war, eine ehemalige Kirche für einen anderen Zweck genützt zu sehen, noch dazu für einen Zweck, der einen seiner Meinung nach niederen Status beinhaltete.

Die Vorstellung, die Andersen von der römisch-katholischen Kirche hatte, war jedenfalls durch und durch romantisch. Häufig beschrieb er Glanz und Farbe der Gotteshäuser und wies auf Weihrauchgeruch, Gesang und Musik hin. So lesen wir im Kapitel *Das Metallschwein*, bei welchem es sich um ein Märchen handelt, wo ein armer Junge auf einem Metallschwein, das um Mitternacht zum Leben erwacht, durch Florenz reitet, über die Kirche Santa Croce:

Aus einem Grabmal im linken Seitengang strömte ein seltsamer Lichterglanz, tausend lebendige Sterne bildeten gleichsam eine Gloriole darum. Ein Wappenschild prangte am Grab, eine rote Leiter auf blauem Grund, sie schien wie Feuer zu glühen. Das war Galileis Grab, es ist nur ein schlichtes Denkmal, und doch ist die rote Leiter auf blauem Grund ein bedeutungsvolles Wappen, es scheint gleichsam das Wappen der Kunst zu sein, denn hier führt der Weg immer eine glühende Leiter hinan, aber er führt zum Himmel. Alle Propheten des Geistes fahren gen Himmel wie einst der Prophet Elias. Auf den reichen Sarkophagen im Gang zur Rechten schien jede Bildsäule zum Leben erwacht. Hier stand Michelangelo, dort Dante mit dem Lorbeerkranz um die Schläfen, Alfieri, Machiavelli – so ruhen sie hier Seite an Seite, die großen Männer, Italiens Stolz. Es ist eine prächtige Kirche, und obgleich der Marmordom von Florenz größer ist, so ist sie doch schöner. Es war, als regten sich die marmornen Gewänder, als hoben die großen Gestalten ihre Häupter noch höher, und schauten in der Nacht, bei Gesang und Musik, zum bunten, strahlenden Altar empor, wo weißgekleidete Knaben goldne Weihrauchfässer schwangen, der kräftige Duft strömte bis auf den freien Platz.²¹⁵

Über die römischen Kirchen hat der dänische Dichter besonders viel zu sagen, da er sich im Laufe seiner verschiedenen Italienreisen oft in Rom aufgehalten und – als gewissenhafter Tourist – viele davon mehrmals besichtigt hat. In *Eines Dichters Basar* widmet er den römischen Kirchen sogar ein eigenes Kapitel, und es scheint erwähnenswert, dass er diese Kirchen oftmals nicht von der architektonischen Perspektive schildert, sondern vielmehr die Stimmung darin und die Gefühle, die davon ausgelöst werden, beschreibt. Es scheint

²¹⁵ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 70.

Andersen hier tatsächlich wenig um die Architektur zu gehen, sondern vielmehr um den römisch-katholischen Glauben.

Von den, wie Andersen erwähnt, 328 Kirchen, die in Rom laut seiner Informationsquellen existieren, sucht er sich im Kapitel *Roms Kirchen* drei heraus, auf die er näher eingeht. Die erste ist die Kirche *Trinitá dei Monti* oberhalb der Spanischen Treppe. „*Der blinde Bettler hält mit seinem Rücken den schweren Türvorhang beiseite, damit die Menge umso leichter eintreten kann, er klappert mit seiner Blechbüchse, niemand scheint es zu bemerken, denn schon ertönt der Gesang der sanften Frauenstimmen, es klingt, als löse sich das Weinen der Engel in Harmonien auf.*“²¹⁶ Von *Trinitá dei Monti* aus führt Andersen seine Leserschaft weiter zur Kapuzinerkirche, wo er sich allerdings den Kapellen widmet, die aus menschlichen Gebeinen gefertigt sind, ein Anblick, der den Dichter zweifellos fasziniert hat. So schreibt er, als er die Kapelle verlässt: „*Das Ganze ist ein Memento mori, das man niemals vergißt; und doch hat dieser Anblick nichts Unheimliches, wir betrachten nur das Vergängliche, es ist bei uns, ist im Sonnenschein, in der frischen Luft, und spielt mit sich selbst, um das Bild des Todes zu mildern.*“²¹⁷ Der für manche Betrachter sicher seltsame, vielleicht sogar abschreckende katholische Brauch, die Gebeine von Toten separat aufzubewahren und für Besucher zugänglich zu machen, schreckt Andersen nicht ab, er findet auch darin etwas fast Poetisches. Besonders gefällt ihm allerdings die Kirche *Santa Maria Degli Angeli*, die in den Ruinen der Bäder Diokletians liegt. Über sie sagt er: „*Die Kirche hat etwas so Lebendiges, so Munteres, daß man wie im Freien unter dem Dach der Pinien geht, und doch ist es hier zugleich feierlich einsam, echt katholisch.*“²¹⁸ Mit dieser Aussage scheint klar ausgedrückt, was Andersen mit dem römisch-katholischen Glauben verband: Für ihn kombinierte sich die Munterkeit des Lebens mit feierlicher Einsamkeit, die für ihn offenbar etwas Schönes und Erhabenes hatte, etwas, das Anderen vielleicht in der Nüchternheit des Protestantismus nicht fand.

Der Vatikan und die Peterskirche lösen bei ihm im Kapitel *Feenpaläste in der Wirklichkeit* besondere Begeisterung aus. In diesem Kapitel führt Andersen seine Leserschaft durch den Vatikan.

²¹⁶ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 105.

²¹⁷ Ebendort, Seite 106.

²¹⁸ Ebendort, 1973, Seite 107.

Das Kind, das „Tausendundeine Nacht“ liest, sieht in Gedanken die prächtigsten Zauberpaläste und ist mit ihnen glücklich, dann aber kommt der Erwachsene und sagt: „So etwas gibt es nicht in der Wirklichkeit.“ Und doch gibt es das. Der Vatikan und die Peterskirche in Rom sind so groß, so prächtig und sehen aus wie eben jene Schlösser, die in dem alten Buch aus dem Morgenland die Phantasie errichtet hat. Wir können es mit eignen Augen sehen, und da wissen wir, ob die alten Götter noch leben.²¹⁹

Er schildert seine Eindrücke von Petersplatz und Petersdom, beschreibt die Kunstschatze des Vatikan und jene Höfe, die heute unter dem Namen „Musei Vaticani“ bekannt sind. Mit größter Begeisterung für die gewaltigen Kunstschatze, die hier zu finden sind – hier geht Andersen auf die besuchten Kunstwerke, wie beispielsweise die Stenzen Raffaels, ein – führt er seine Leserinnen und Leser schließlich in den Petersdom. *„Alles Marmor, alles Gold und Mosaik, wir stehen in der größten Kirche der Welt!“²²⁰*

Zwar wirkt er anfangs etwas zurückhaltend in seiner Beschreibung, denn seiner Meinung nach ist die Peterskirche so groß, dass man ihre wahren Dimensionen zunächst gar nicht erkennen kann, weil der menschliche Geist davon überfordert zu sein scheint. Doch schon bald ist die Begeisterung des Dänen wieder klar ersichtlich, nämlich als er sein Publikum darauf hinweist, dass man die Peterskirche unbedingt in der Osterwoche sehen muss.

Es ist von großem Eindruck, an einem solchen Abend von dem erleuchteten Platz in die Kirche zu treten, in der alles Nacht ist und still, unter der Kuppel aber, am Hochaltar, leuchtet eine Glorie von vielen hundert Silberlampen, angebracht am Geländer von St. Peters Grab. Wir gehen näher heran und blicken hinunter in die von Gold und Silber funkelnde Kapelle, wo das Marmorstandbild eines knieenden Papstes sein stilles Gebet verrichtet. In der Stille der Kirche wie in der Gestalt dieses Greises ist so viel Friede und Andacht, dass auch wir davon erfüllt werden, und es drängt uns wie den Katholiken, uns dem unsichtbaren Gott zu beugen.²²¹

Auch Charles Dickens zeigt großes Interesse für die italienischen Kirchen, auch wenn er sie nicht auf die in vielen Reiseberichten übliche Art schildert, sondern mehr auf die Menschen,

²¹⁹ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 108.

²²⁰ Ebendort, Seite 113.

²²¹ Ebendort, Seite 114.

die er dort antrifft, auf Gefühle und Empfindungen eingeht. Ebenso sind Alter und Verfall ein Thema, das generell oft in seine Beschreibungen einfließt und das ihn faszinierte. In der Kirche von Parma besichtigte er die zahlreichen vernachlässigten Malereien, welche ihn, wie er feststellte, deprimierten. *“This cathedral is odorous with the rotting of Correggio’s frescoes in the Cupola. Heaven knows how beautiful they may have been at one time.”*²²² Doch auch die unterirdische Kapelle, die er dort antraf, beeindruckte ihn auf eine gewisse Weise. *“There is a very interesting subterranean church here; the roof supported by marble pillars, behind each of which there seemed to be at least one beggar in ambush: to say nothing of the tombs and secluded altars.”*²²³ Und wieder liefert der englische Schriftsteller eine genaue, durchaus auch humorvolle Beschreibung der Menschen, der Bettler, die er dort antrifft:

*From every one of these lurking-places, such crowds of phantom-looking men and women, leading other men and women with twisted limbs or chattering jaws, or paralytic gestures, or idiotic heads, or some other sad infirmity, came hobbling out to beg, that if the ruined frescoes in the cathedral above, had been suddenly animated, and had retired to this lower church, they could hardly have made a greater confusion, or exhibited a more confounding display of arms and legs.*²²⁴

Es ist typisch für Dickens, den bekannten “Social Writer”, dass er eben jene Personen, die ärmsten der Armen, die behinderten Bettler, nicht aus seinen Beschreibungen ausblendet. Und auch der humorvolle Ton scheint nicht fehl am Platze, wenn man bedenkt, dass Dickens sich Zeit seines Lebens immer wieder für karitative Zwecke eingesetzt und die Armut, die er selbst ja längst hinter sich gelassen hatte, niemals aus seinem Leben ausblendete.

Offene Bewunderung für eine italienische Kirche zeigt Dickens im Kapitel *An Italian Dream*, in welchem er über seinen Venedig-Besuch als eine Art von Traum schreibt. (Erst am Ende des Kapitels erfährt man, dass es sich tatsächlich um Venedig handelt.) Dickens benennt die Kirche nicht, die er lediglich die “Cathedral” nennt, da er allerdings genau beschreibt, wie man dorthin kommt, kann man davon ausgehen, dass es sich um die Basilica di San Marco auf der Piazza San Marco handelt. *“I thought I entered the Cathedral, and went in and out among its many arches: traversing its whole extent.”*²²⁵ Es klingt tatsächlich wie ein Traum, fast als wäre der Leser ein Geist, der gemeinsam mit dem englischen Schriftsteller durch die

²²² Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 67.

²²³ Ebendort, Seite 67.

²²⁴ Ebendort, Seite 67.

²²⁵ Ebendort, Seite 80.

Kirche schwebt, ganz im Gegensatz zu Dickens sonstigem üblichen Schreibstil, wenn es in irgendeiner Form um den Katholizismus geht, findet man hier keinerlei kritische oder spöttische Färbung.

*A grand and dreamy structure, of immense proportions; golden with old mosaics; redolent of perfumes; dim with the smoke of incense; costly in treasure of precious stones and metals, glittering through iron bars; holy with the bodies of deceased saints; rainbow-hued with windows of stained glass; dark with carved woods and coloured marbles; obscure in its vast heights, and lengthened distances; shining with silver lamps and winking lights; unreal, fantastic, solemn, inconceivable throughout.*²²⁶

Und noch ein weiteres Mal klingen Dickens Worte nach offener Bewunderung, und zwar als er über die Kathedrale von Mailand schreibt. Seine Bewunderung gilt hier allerdings nicht dem Bauwerk, sondern dem Heiligen, der darin begraben ist. Dessen Einsatz für die Armen und seine Opposition zur katholischen Kirche haben den englischen Schriftsteller offenbar beeindruckt.

*All Christian homage to the saint who lies within it! There are many good and true saints in the calendar, but San Carlo Borromeo has – if I may quote Mrs. Primrose on such a subject – “my warm heart”. A charitable doctor to the sick, a munificent friend to the poor, and this, not in any spirit of blind bigotry, but as the bold opponent of enormous abuses in the Romish church, I honour his memory. I honour it none the less, because he was nearly slain by a priest, suborned, by priests, to murder him at the altar: in acknowledgment of his endeavours to reform a false and hypocritical brotherhood of monks. Heaven shield all imitators of San Carlo Borromeo, as it shielded him! A reforming Pope would need a little shielding, even now.*²²⁷

Auch Fanny Lewald besuchte auf ihrer Reise durch Italien eine Reihe von katholischen Kirchen. Es überrascht nicht, dass sie auf bereits gewohnte Art sehr genau beobachtet. Zweifellos war sie von vielen der besuchten Kirchen beeindruckt, doch sie spart, wo es ihr notwendig scheint, auch nicht mit Kritik, selbst wenn es sich um so berühmte Bauten wie den Dom von Florenz handelt. „*Er machte in seiner starren Größe auf mich einen unheimlichen*

²²⁶ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 80.

²²⁷ Ebendort, Seite 95.

*Eindruck. Sooft ich in den Dom trat, fielen mir die Worte ein: „Und die Erde war wüst und leer, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“.*²²⁸ Sie empfindet den Dom als starr und niederdrückend, wäre nicht einmal erstaunt, wenn sie in seinem Inneren eine deutsche – also protestantische – Predigt gehört hätte. Wenn man weiß, wie Fanny zum Protestantismus steht, eine klare Aussage, welch düsteren Eindruck der Dom von Florenz auf sie macht.

Hingegen beispielsweise von der Kirche Santissima Annunziata schwärmt sie geradezu und meint, dass selbst Sankt Peter in Rom sie nicht stärker beeindruckt hätte. In Santissima Annunziata fällt ihr besonders das Zusammenspiel der Künste auf.

*Die Kirche ist voll von Meisterwerken aller Künste. Wohin das Auge blickt, sieht es vollendete Schöpfungen der Malerei und Skulptur, Mosaiken, Marmor, Edelsteine, Holzschnitzereien, kunstvolle Altargeräte und Lampen von Silber und Gold. Dazwischen flammten die Kerzen und zogen die sonnenbeleuchteten Weihrauchwolken duftig durch die Hallen, in denen der Kirchengesang und die Klänge der Orgel seelenschütternd wirkten und leise die kleine Meßglocke ertönte.*²²⁹

Man hat den Eindruck, dass Fanny Lewald jede Kirche für sich betrachtet, nicht als Verkörperung des katholischen Prunkes per se, oder als generelles – und daher tadelnswertes - Abbild der Macht Roms. Sie beschreibt genau, fühlt sich keinem generellen Urteil verpflichtet, sondern bildet sich ihr eigenes Bild, von dem sie in ihrem *Italienischen Bilderbuch* berichtet. Offenbar ist es ihr ein Anliegen, dem Leser/der Leserin gegenüber ehrlich zu sein. Über den Petersdom, den sie unter anderem am Jahrestag der Thronbesteigung des Papstes besuchte, schreibt sie:

Ein heller Sonnentag beschien die unbeschreibliche Pracht der Peterskirche, von deren schwindelerregenden Höhe und Größe man sich erst allmählich eine Vorstellung zu machen vermag. Der Baldachin über dem Hochaltare hat die Höhe des Berliner Schlosses, dies mag als Maßstab für die Größe der Kirche dienen; während es einen Begriff von der Pracht derselben gibt, wenn man erfährt, daß alle die kolossalen Bilder, welche die Kirche schmücken, nicht Gemälde, sondern nach diesen in Mosaik von Stein ausgeführt sind, um sie unvergänglich zu machen. Die Transfiguration Raffaels, deren

²²⁸ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 79.

²²⁹ Ebendort, Seite 85.

*Original sich im Vatikan befindet, und alle jene Meisterwerke, welche die Altäre zieren, sind Mosaiken von ganz unschätzbarem Wert.*²³⁰

Fanny Lewald erlaubt sich durchaus, von der „unbeschreiblichen Pracht“ des Petersdomes zu sprechen, doch in weiterer Folge beschreibt sie eher nüchtern die Größe und auch die Ausstattung dieser zentralen katholischen Kirche. Ihr Stil ist jedenfalls zurückhaltender als der von Andersen, aber auch deutlich weniger humorvoll und auf seine Art wesentlich faktischer, als der von Dickens.

6.4. Religiöse Feste und Bräuche

Der dänische Schriftsteller Hans Christian Andersen widmet den *Religiösen Bräuchen* in *Eines Dichters Basar* ein eigenes Kapitel, wobei er sich hier jedoch dahingehend ausspricht, dass die Katholische Kirche sich teilweise zu sehr im Zeremoniellen verliert, obwohl jede Festlichkeit, die er in Rom erlebt hatte, durchaus eine schöne Idee oder einen schönen Gedanken in sich trug. So schreibt er über das „Fest für die Märtyrer“ (wobei die dargestellten Märtyrerszenen, in denen Tod und Folter der Heiligen dargestellt werden, ihn zu sehr bedrücken), von einer Tiersegnung (die seiner Meinung nach viel zu dramatisch inszeniert wird, der Grundgedanke, dass auch Tiere „an der Gnade und dem Segen des Herren teilhaben sollen“, erscheint ihm jedoch gut und richtig) und vom „Sprachfest der Propaganda“, die ihn mehr an eine burleske Vorstellung erinnert. Doch er schiebt er all dies in *Eines Dichters Basar* auf die „niedrigen Klassen“, denn er sagt: *„Ich glaube, dass alle gebildeten Katholiken dieselbe Erkenntnis haben, denn wo mein religiöses Gefühl gleichsam verwundet wurde, dort habe ich nie eine andere Versammlung vorgefunden als Leute der allerniedrigsten Klasse, deren geistige Bedürfnisse zu denen des Kindes hinabsteigen.“*²³¹

Am Ende des Kapitels *Religiöse Bräuche* schreibt Andersen quasi versöhnlich nochmals sehr deutlich: *Alle die hier erwähnte Bräuche haben auf mich einen so tiefen Eindruck hinterlassen, daß ich sie nicht übergehen konnte, wieviel Großes und Eigentümliches ich in dieser meiner Bildersammlung von Rom auch sonst vermischen lasse. Jedoch würden diese Blätter mich wie ein Mühlstein bedrücken, wenn sie einen einzigen aufgeklärten Katholiken*

²³⁰ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 200.

²³¹ Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 121.

*verärgeren sollten, aber ich kann's mir nicht vorstellen – ich habe Facta geschildert, und im Gedanken verneige ich mich tief vor allem, was jedem Gläubigen wahrhaft heilig ist.*²³²

Und im Kapitel *Weihnachtsabend in Rom* ist von seiner Kritik an den katholischen Bräuchen nichts mehr zu erkennen. Andersen schildert darin den Weihnachtsabend 1833, den er mit vielen Freunden aus dem dänischen Künstlerzirkel gemeinsam in Rom verbracht hatte, und der für ihn voller Spaß und Freude gewesen war. Nun, 1840, ist es ein einsamer Abend für den Dänen, denn niemand hatte ihn eingeladen, es war kalt und „*das Kaminfeuer wollte mein Zimmer nicht erwärmen.*“²³³ Schließlich verlässt Andersen seine Wohnung und geht in die Kirche Maria Maggiore, wo er letztendlich doch seinen Weihnachtsfrieden zu finden scheint. „*Jetzt wurden die Kerzen angezündet. Die ganze Kirche strahlte in Purpur und Gold, der Weihrauch duftete, Musik ertönte, der Gesang verkündete: „Ein Heiland ist geboren, halleluja!“ Die Krippe Christi wurde auf den Schultern der alten Kardinäle durch die Gänge der Kirche getragen, und das Volk erblickte ihre Glorie, die heller leuchtete als tausend Kerzen. Es war, als sängen die Hirten, als sängen die Engel, und Friede und Trost kamen in das Herz der Menschen.*“²³⁴

Charles Dickens berichtete hauptsächlich im Zusammenhang mit Rom und dem Vatikan über die Feste und Bräuche des Katholizismus. Doch auch während seines längeren Aufenthaltes in Genua macht er die Erfahrung der – wie Dickens sie nennt – „Festa-days“, die er sehr genau beschreibt.

*Festa-days, early in the autumn, are very numerous. All the shops were shut up, twice within a week, for these holidays; and one night, all the houses in the neighbourhood of a particular church were illuminated, while the church itself was lighted, outside, with torches; and a grove of blazing lings was erected, in an open space outside one of the city gates. This part of the ceremony is prettier and more singular a little way in the country, where you can trace the illuminated cottages all the way up a steep hill-side; and where you pass festoons of tapers, wasting away in the starlight night, before some lonely little house upon the road.*²³⁵

²³² Andersen, Hans Christian, *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973, Seite 126.

²³³ Ebendort, Seite 116.

²³⁴ Ebendort, Seite 117.

²³⁵ Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1995, Seite 45.

Dickens, der bekannte “social writer”, beschreibt hier auf fast liebevolle Art und Weise, wie die Feierlichkeiten auf dem Lande ihn mehr beeindruckt haben als in der Stadt. Vergleicht man diese Beschreibung damit, wie er die prunkvollen Feierlichkeiten im Vatikan kommentiert, so könnte man, als interessierter Leser, zu dem Schluß kommen, dass Dickens umso mehr von den diversen religiösen Feierlichkeiten angetan war, je weniger sie Prunk und Pracht verkörperten, sondern umso mehr von den „einfachen Menschen des Volkes“ gestaltet wurden bzw. den „einfachen Gläubigen“ widerspiegelten. Natürlich hat Dickens durchaus einen Blick für das Schöne, doch besonders bei der Beschreibung der „Festa-days“ kommt er ganz ohne die Erwähnung großartiger künstlerischer Meisterwerke aus; vielmehr beschreibt er die Wechselwirkung von Licht und Farbe.

On these days, they always dress the church of the saint in whose honour the festa is golden, very gaily. Gold-embroidered festoons of different colours, hang from the arches; the altar furniture is set forth; and sometimes, even the lofty pillars are swathed from top to bottom in tight-fitting draperies. The cathedral is dedicated to St. Lorenzo. On St. Lorenzo's day we went into it, just as the sun was setting. Although these decorations are usually in very indifferent taste, the effect, just then, was very superb indeed. For the whole building was dressed in red; and the sinking sun, streaming in, through a great red curtain in the chief doorway, made all the gorgeousness its own. When the sun went down, and it gradually grew quite dark inside, except for a few twinkling tapers on the principal altar, and some small dangling silver lamps, it was very mysterious and effective. But, sitting in any of the churches towards evening, is like a mild dose of opium.²³⁶

Und besonders erwähnenswert findet der vernünftige, in sehr kleinen, sparsamen Verhältnissen aufgewachsene Dickens die Tatsache, wie die Festas und der feiertägliche Schmuck finanziert werden: *“With the money collected at a festa, they usually pay for the dressing of the church, and for the hiring of the band, and for the tapers. If there be any left (which seldom happens, I believe), the souls in the Purgatory get the benefit of it.”²³⁷*

Die typische Ironie von Charles Dickens ist allerdings schon wieder zu erkennen, als er über eine Taufe schreibt, bei der er “versehentlich” anwesend ist. Allerdings kann man, wenn man

²³⁶ Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1995, Seite 46.

²³⁷ Ebendort, Seite 46.

möchte, aus dem Ton des englischen Schriftsteller durchaus auch etwas Nachdenkliches herauslesen, als er von seiner „eigenen Taufe“ spricht.

I was sitting, one Sunday, soon after my arrival, in the little country church of San Martino, a couple of miles from the city, while a baptism took place. I saw the priest, and an attendant with a large taper, and a man, and a woman, and some others; but I had no more idea, until the ceremony was over, that it was a baptism, or that the curious little stiff instrument, that was passed from one to another, in the course of the ceremony, by the handle – like a short poker – was a child, than I had, that this was my own christening. I borrowed the child afterwards, for a minute or two (it was lying across the font then), and found it very red in the face but perfectly quiet, and not to be bent on any terms.²³⁸

Der englische Schriftsteller beobachtet auch diverse Begräbnisrituale, über die er sich verhältnismäßig positiv äußert – auch wenn man letztendlich nicht ganz sicher ist, ob er die Bewertung des Beobachteten möglicherweise nicht doch wieder mit einem Augenzwinkern vornimmt – etwas, für das er, wie schon im Vorfeld besprochen, bei seiner Leserschaft bekannt und beliebt war. In Genua beobachtete Dickens, dass die reichere Gesellschaftsschicht die Stadt verließ, wenn jemand gestorben oder dem Tode nahe war. Die Begräbnisriten wurden von der sogenannten „Confraternita“ übernommen, die die Prozession veranstaltete, daran teilnahm, aber auch das tatsächliche Begräbnis organisierte. Dickens schreibt dazu in *Pictures from Italy* das Folgende:

Although such a custom may be liable to the abuse attendant on many Italian customs, of being recognised as a means of establishing a current action with Heaven, on which to draw, too easily, for future bad actions, or as an expiation for past misdeeds, it must be admitted to be a good one, and a practical one, and on involving unquestionably good works. A voluntary service like this, is surely better than the imposed penance (not at all an infrequent one) of giving so many licks to such and such a stone in the pavement of the cathedral; or than a vow to the Madonna to wear nothing but blue for a year or two.²³⁹

²³⁸ Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1995, Seite 47.

²³⁹ Ebendort, Seite 50.

Auch Fanny Lewald beobachtete auf ihrer Italienreise verschiedene katholische Bräuche, bzw. nahm sie selbst an einigen davon teil. So beispielsweise im Kapitel *Die Christnacht*: Hier berichtet sie davon, wie sie und ihre Begleitung von der empfohlenen Kirche San Luigi de Francesi, die Lewald als zu salonhaft und zu überfüllt empfand, zur Kirche in Aracoeli weiterfuhren, die kaum zur Hälfte gefüllt war und dennoch auf die deutsche Schriftstellerin großen Eindruck machte, vor allem aufgrund der ländlichen Familien, die sich hier aufhielten.

Landleute, ganze Familien, von den Großeltern abwärts bis zu dem Säugling, der an der Brust seiner Mutter schlummerte, lagen um die Säulen umher. Die Häupter der Kinder waren niedergesunken zum Schläfe; viele der Erwachsenen knieten neben den Kleinen, den Rosenkranz betend, oder saßen schweigend da in stillem Sinnen. Eine feierliche Ruhe herrschte in der Kirche, die Glocke des Gottesdienstes klang hell durch das Gewölbe, und bald darauf schlug die Uhr des Klosters die zwölfte Stunde.²⁴⁰

Lewald schildert hier auf eindrucksvolle Weise die Menschen, die an den Feierlichkeiten der Christnacht teilnehmen, und auch sie benötigt hier keine Beschreibung prunkvoller Kunstgegenstände, um ihre Ergriffenheit zu schildern. Im Vergleich zu ihrem sonst eher zurückhaltenden Schreibstil schreibt sie hier bewegt:

An einem der Pfeiler in dem dunkelsten Teile der Kirche hing, hell beleuchtet von einer kleinen Lampe, ein schlichtes Christusbild, das blutende Herz auf dem weißen Gewande, und davor kniete ein armer Mann in Lumpen gehüllt und die schlanke, hohe, adelige Gestalt einer uns befreundeten vornehmen Frau, deren Leben unsägliche Schmerzen zerrüttet. Wir blickten uns an, und jeder von uns hatte ein blutendes Herz in der Brust, und jeder hatte zu beten um Kraft, das Leben zu leben, um einen Stern der Überzeugung, das Dunkel für uns zu erhellen.²⁴¹

In Palermo nimmt Fanny Lewald schließlich am „Rosalienfest“ teil und informiert ihre Leserschaft darüber, dass sie im Laufe ihres Aufenthalts in Italien so große Freude an diesen überall stattfindenden religiösen Volksfesten gefunden hatte, dass sie es sich nicht versagen mochte, „an der Krone derselben“, am „Rosalienfest“ teilzunehmen. Und wieder beschäftigt sie sich mit dem feiernden Volk, den Bürgergarden, Chören und auch den „einfachen“

²⁴⁰ Lewald, Fanny; „Italienisches Bilderbuch“, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 129.

²⁴¹ Ebendort, Seite 129.

Mönchen und Nonnen, welche, ihrer Meinung nach, in Palermo wesentlich größere Freiheiten genießen als in Rom, wo man fast nie eine Nonne sieht, und die Mönche zum Ave-Maria in den Klöstern sein müssen. Lewald zieht mit der Prozession gemeinsam bis zur Kathedrale von Palermo, wo sie den dort stattfindenden Markt beschreibt. Auch die Anwesenheit des Königs beeindruckt sie sehr. Dennoch findet sie auch kritische Worte, die sich vor allem mit der Prozession selbst und mit den darin zur Schau gestellten Heiligenfiguren befassen: *„Glanz und Freude gibt es genug bei diesen Feierlichkeiten. Das Volk hat sein redliches Teil davon, und das ist recht, wenn man es nur als Volksfest betrachtet. In der Nacht aber, als ich die schwankenden Engel, die gemalten, hölzernen Heiligen und Götter an mir vorübertragen sah, gefolgt von den Scharen der Mönche, da fragte ich mich, mit welchem Rechte erlauben sich die Missionäre, die Götzenbilder der Heiden zu zerstören, da sie das Christentum zu diesem Katholizismus, zu diesem vollendetsten Heidentum erniedrigt haben?“*²⁴²

Für die Protestantin Fanny Lewald war der Anblick der Heiligenbilder, der hölzernen Heiligen und Engel, und auch der Heiligen Rosalia zu fremd, als dass sie sie kritiklos hätte hinnehmen können. Sie findet, dass sich nicht ein Gedanke an den wahren Geist des Christentums in dem ganzen Fest findet und vergleicht diesen mit dem Protestantismus. Doch wieder findet sie für den Katholizismus letztendlich die milderen Worte.

*Die einen weinen unablässig über den gekreuzigten Leichnam und schlagen gesenkten Hauptes an die Brust, die anderen haben dem toten Körper bunte Kleider gemacht und spielen mit diesem, als hätten sie es mit einer Puppe zu tun. Beides ist Hochverrat an dem Geiste des Menschen, an der hohen Idee des Christentums; doch scheint mit der fröhliche Hochverrat fast noch der unschuldigere zu sein, weil er eben Freude und Genuß bereitet denen, deren Leben voll Arbeit und Mühe ist.*²⁴³

6.5. Der Papst

Der Papst als zentrales Oberhaupt einer riesigen Zahl an Gläubigen und Herr über gewaltiges Vermögen und Grundbesitz war, wie bereits im Vorfeld erwähnt, oft im Fokus der Beobachtungen vieler Italien-Reisender. Natürlich wurde auch mit Kritik an seiner Person nicht gespart, da er für viele die Schuld daran trug, dass es mit vielen Dingen im Katholizismus nicht zum Besten stand. Viele italienische Katholiken waren sehr arm, hatten

²⁴² Lewald, Fanny; „Italienisches Bilderbuch“, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 304.

²⁴³ Ebendort, Seite 304.

eine schlechte oder auch gar keine Ausbildung, Felder lagen brach, obwohl das Land oft sehr fruchtbar war, die Menschen hungerten – viele negative Aspekte fielen den Reisenden in Italien auf, und vieles, so meinten sie, hätte durch den Papst, der herrschte wie ein absolutistischer König und der seine Entscheidung treffen konnte, ohne ein Parlament zu Rate zu ziehen, sehr einfach und auf einen Schlag geändert werden können. (Angemerkt soll an dieser Stelle werden, dass es sich bei dem Papst, den sowohl Andersen, als auch Dickens und Lewald in ihren jeweiligen Reiseberichten erwähnten, um Papst Gregor XVI. handelte, welcher sein Amt 1831-1846 ausübte.)

Besonders für diejenigen, die nach Rom kamen, waren aber abgesehen davon auch die Person des Papstes, sowie der Kult, der um ihn betrieben wurde, von großem Interesse. Wie ebenso bereits im Vorfeld dargestellt, wurde Rom besonders gerne zur Osterzeit besucht, wenn die Feierlichkeiten im Vatikan ihren jährlichen Höhepunkt erreichten, und viele Besucher nahmen mit großer Neugier an den Osterfeiern im Petersdom teil. Aber auch Weihnachten war eine Zeit, die die protestantischen Reisenden oft dazu nutzen, sich tiefergehende Eindrücke in den Katholizismus zu verschaffen. Man besuchte die verschiedenen Gottesdienste, nahm an der Mitternachtsmesse im Petersdom teil, und da bei diesen wichtigen Anlässen auch immer der Papst selbst anwesend war, ergab sich dadurch auch die Gelegenheit, das Oberhaupt der katholischen Kirche in die persönlichen Beobachtungen einzubeziehen.

Die Darstellungen des Beobachteten waren natürlich vielfältig, es überrascht nicht, dass auch sehr viel Negatives über den katholischen Prunk und den Papst geäußert wurde. (Die Ausführungen über Charles Dickens und *Pictures from Italy* werden sich ganz besonders eindrucksvoll damit befassen.)

Hans Christian Andersen erwähnt in *Eines Dichters Basar* den Papst nicht. Liest man jedoch beispielsweise den ersten Band seiner Tagebücher oder auch Sven Hakon Rossels Werk *Do you know the land, where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy* sorgfältig, so wird man keinerlei Hinweis darauf finden, dass Andersen den Papst jemals ernsthaft kritisierte.²⁴⁴

²⁴⁴ Rossel, Sven Hakon, *Do you know the land where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico Religiosi Edizioni Nuova Cultura, 2009; Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen ... - Tagebücher 1825 – 1875, erster Band*, Göttingen, ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet, Wallstein Verlag, 2000

Es scheint jedoch durchaus angebracht, Dickens Aussagen zum Vatikan und zum Papst zu beleuchten. Der englische Schriftsteller und seine Begleitung kamen am 30. Januar 1845 nach Rom und hielten sich bis nach den Osterfeiertagen dort auf. Der Vatikan und seine Osterfeierlichkeiten gehörten (und gewiß gehören) zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt, Dickens besichtigte den Vatikan selbstverständlich ebenfalls, auch wenn er sich generell für den Katholizismus, wie bereits dargestellt, nicht besonders erwärmen konnte. Seine Beobachtungen mischen sich hier mit den Bräuchen, die im Rahmen der Osterfeierlichkeiten im Vatikan abgehalten werden. Da diese jedoch eng mit der Figur des Papstes verknüpft sind, auch wenn Dickens den Papst hier nur eher beiläufig erwähnt, sollen seine Betrachtungen hier und nicht im Kapitel 6.4. „Religiöse Feste und Bräuche“ ausgeführt werden. Auch seine Anmerkungen zum Petersdom scheinen eher seinen allgemeinen Eindruck zum Vatikan als Sitz des Papstes zu betreffen, weshalb sie ebenfalls hier und nicht im Kapitel 6.3. „Kirchen als Gebäude“ diskutiert werden.

Die erste Besichtigungstour führte unmittelbar nach der Ankunft zum Petersdom, und Dickens schreibt in *Pictures from Italy* unmißverständlich über die Schönheit des Petersplatzes und die Majestät und Schönheit des Domes selbst. Und trotzdem fühlte Dickens sich davon nicht sehr berührt.

*And though I had as high a sense of the beauty of the building (I hope) as it is possible to entertain, I felt no very strong emotion. I have been infinitely more affected in many English cathedrals when the organ has been playing, and in many English country churches when the congregation have been singing. I had a much greater sense of mystery and wonder, in the Cathedral of San Mark at Venice.*²⁴⁵

Auch ein zweiter Besuch im Petersdom änderte seine Meinung nicht. Ganz im Gegenteil kann Dickens jetzt endlich genauer ausführen, warum der Dom ihn emotional nicht berührt. *“It is not religiously impressive or affecting. It is an immense edifice, with no one point for the mind to rest upon; and it tires itself with wandering round and round. The very purpose of the place, its details – and all examination of details is incompatible with the place itself.”*²⁴⁶

²⁴⁵ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 117.

²⁴⁶ Ebendort, Seite 119.

Auch die Feierlichkeiten der Osterwoche begeistern Dickens nicht, tatsächlich rät er seiner Leserschaft sogar explizit, Rom in dieser Woche zu meiden.²⁴⁷ Die religiösen Zeremonien bezeichnet er als ermüdend und anstrengend, die Hitze und die allgegenwärtige Menschenmenge als bedrückend, den Lärm und die Aufregung als ablenkend.²⁴⁸ Dickens und seine Begleitung begaben sich nur zu ausgewählten Höhepunkten unter die an den Zeremonien teilnehmende Menge, seine Eindrücke davon beschreibt er sehr genau.

Beispielsweise besuchte er am Mittwoch der Karwoche die Sixtinische Kapelle, wo der Miserere gesungen wurde. Der englische Schriftsteller berichtet, dass er vom Miserere nichts gesehen hätte, weil die bereits anwesenden Zuhörer viel zu zahlreich gewesen seien, um ihm selbst die Möglichkeit zu geben, die Sixtinische Kapelle überhaupt zu betreten.²⁴⁹ Stattdessen widmet sich Dickens (wie bereits erwähnt) der genauen Beschreibung eines Vorhangs im Eingang zur Sixtinischen Kapelle. *“Now, a lady was wrapped up in it, and couldn’t be unwound. Now, the voice of a stifling gentleman was heard inside it, beseeching to be let out. Now, two muffled arms, no man could say of which sex, struggled in it as in a sack. Now, it was carried by a rush, bodily overhead into the chapel, like an awning. Now, it came out the other way, and blinded one of the Pope’s Swiss Guard, who had arrived that moment, to set things to rights.”*²⁵⁰ Dickens konzentriert sich in diesem Teil von *Pictures from Italy* extrem auf die Menschen, die dem Miserere beiwohnen, und es scheint die Einstellung des englischen Schriftstellers, die in seinem Werk stets auffällt, zu betonen: Dickens zieht es vor, die Menschen um sich zu beobachten, nicht die religiösen Zeremonien. Man liest kein Wort des Bedauerns, dass gewisse Festlichkeiten von ihm nicht besser beobachtet werden konnten – ganz im Gegenteil scheint ihn das Treiben, das durch den Vorhang ausgelöst wird, viel mehr und viel intensiver zu beschäftigen.

Kurz fügt Dickens noch die Vermutung hinzu, dass der Papst und seine Kardinäle möglicherweise ebenso gelangweilt seien, wie er selbst, dann noch eine letzte Bemerkung zum Miserere, und damit ist die Angelegenheit für den Engländer erledigt. *“Being seated at a little distance, among two or three of the Pope’s gentlemen, who were very weary and counting the minutes – as perhaps his Holiness was too – we had better opportunities of observing this eccentric entertainment, than of hearing the Miserere. Sometimes, there was a*

²⁴⁷ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 151.

²⁴⁸ Ebendort, Seite 151.

²⁴⁹ Ebendort, Seite 151.

²⁵⁰ Ebendort, Seite 152.

swell of mournful voices that sounded very pathetic and sad, and died away, into a low strain again; but that was all we heard."²⁵¹

Auch bei der traditionellen Fußwaschung des Papstes am Gründonnerstag ist Dickens zugegen. Hier beobachtet der Engländer wieder sehr genau die anwesende Menge, aber auch die Vorgänge um die Fußwaschung selbst. Die wiedergegebenen Beobachtungen sind, wie meist, humorvoll, wenn nicht sogar spöttisch. So schreibt er über die Männer, die Petrus, Judas und Johannes darstellen: *"St. John was represented by a good-looking young man. St. Peter by a grave-looking old gentleman, with a flowing brown beard; and Judas Iscariot by such an enormous hypocrite (I could not make out, though, whether the expression of his face was real or assumed) that if he had acted the part to the death and had gone away and hanged himself, he would have left nothing to be desired."*²⁵²

Weiters schien Dickens die Anwesenheit eines anderen Engländers sehr zu interessieren, dessen Aufmerksamkeit besonders damit beschäftigt war, festzustellen, ob sich auf dem Tisch, auf dem das Letzte Abendmahl dargestellt wurde, Senf befand. *"By Jupiter there's vinegar!" I heard him say to his friend, after he had stood on tiptoe an immense time, and had been crushed and beaten on all sides. "And there's oil! I saw them distinctly, in cruets!" Can any gentleman, in front there, see mustard on the table? Sir, will you oblige me? Do you see a Mustard-Pot?"*²⁵³ (Erwähnt sollte hier werden, dass Dickens während seiner Beschreibung der Fußwaschung auch die Besucher sehr humorvoll schildert. Auffällig ist jedoch, dass er die religiöse Zeremonie auf genau die gleiche unverbindlich-humoreske Art und Weise beschreibt wie alles andere, für das Religiöse also kein größeres Interesse entwickelt, als für die Besucher und sonstigen umgebenden Umstände.)

Die Ereignisse, die am Karfreitag im Vatikan stattfanden (und bis heute stattfinden), beeindruckten Dickens ebenfalls nicht. Wieder beschreibt er die Menschenmenge, die sich am Karfreitag einfindet, und die Feierlichkeiten selbst kommentiert er mit: *"I never, in my life, saw anything at once so ridiculous, and so unpleasant, as this sight – ridiculous in the absurd incidents inseparable from it; and unpleasant in its senseless and unmeaning degradation."*²⁵⁴ Beinahe erübrigt sich, zu sagen, dass auch die Feierlichkeiten am Ostersonntag ihn nicht begeisterten, der englische Schriftsteller kommentiert die Festlichkeiten kaum. Allerdings

²⁵¹ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 152.

²⁵² Ebendort, Seite 154.

²⁵³ Ebendort, Seite 155.

²⁵⁴ Ebendort, Seite 157.

findet er wohlwollende Worte für das gute Wetter und die römischen Straßen, die sich an diesem Tag besonders farbenfroh herausgeputzt hatten (*“...were so full of colour, that nothing of them was capable of wearing a faded aspect”*²⁵⁵), sowie die Bevölkerung, die sich – dem Anlass entsprechend – festlich gekleidet hatte (*“The common people came out in their gayest dresses; the richer people in their smartest vehicles...”*²⁵⁶).

Auch die konkrete Figur des Papstes selbst scheint Dickens nicht wesentlich beeindruckt zu haben, allerdings sollte angemerkt werden, dass der englische Schriftsteller auch kaum Kritik am Papst und seiner Stellung in der römisch-katholischen Kirche äußert, selbst die dringend notwendigen Reformen, sowie eine energische Armutsbekämpfung, die ein Papst durchaus hätte anregen können, werden von Dickens nicht angesprochen. Der Papst wird von ihm fast ausschließlich lediglich dann erwähnt, wenn er seine Rolle in den Feierlichkeiten spielt, an denen der Engländer teilnimmt, und die von ihm auf witzig-spöttische Weise kommentiert werden. So schreibt Dickens, als man den Papst auf seinem Stuhl durch die Kirche trägt (und nachdem Dickens klar gemacht hat, dass die Szene ihn an den „English Commemoration Day“ erinnert): *„Nor did the Pope himself mar the resemblance, though he has a pleasant and venerable face; for, as this part of the ceremony makes him giddy and sick, he shuts his eyes when it is performed: and having his eyes shut and a great mitre on his head, and his head itself wagging to and fro as they shook him in carrying, he looked as if his mask were going to tumble off.”*²⁵⁷

Zweifellos muß nun auch analysiert werden, welchen Eindruck der Papst und das Zentrum seiner Macht, der Vatikan, auf Fanny Lewald machte. Die deutsche Schriftstellerin besuchte anlässlich der Feiern zum Jahrestag der Thronbesteigung des Papstes einen Gottesdienst in der Sixtinischen Kapelle und beschreibt die dortigen Ereignisse, das Wandern durch den Petersdom, auf eher neutrale, aber genaue Weise. Persönliche Wertungen, wie beispielsweise bei Charles Dickens, findet man eher selten, wie etwa als sie die Sixtinische Kapelle beschreibt: *„Diese hat meinen Erwartungen gar nicht entsprochen. Es ist ein großer Raum mit gewölbter Decke, allerdings in schönen Verhältnissen erbaut, aber ohne Säulen, ohne architektonischen Schmuck.”*²⁵⁸ Im Grunde hat man das Gefühl, gemeinsam mit Fanny das erste Mal durch den Petersdom zu gehen, man nimmt alles zunächst unvoreingenommen in sich auf, um schließlich zu einer eigenen Einschätzung zu gelangen. Position und Sitz des

²⁵⁵ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 158.

²⁵⁶ Ebendort, Seite 158.

²⁵⁷ Ebendort, Seite 121.

²⁵⁸ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 201.

Papstes beschreibt sie folgendermaßen: *„In der zweiten, größeren Hälfte ist der Hochaltar; der Thron des Papstes von rotem Sammet mit einem großen Baldachin; ein Chor für die Sänger, die Sitze der Kardinäle und Plätze für Männer.“*²⁵⁹

Was die Person des Papstes betrifft, wertet sie allerdings doch, als dieser einige Partien der Messe selbst intoniert: *„Der Papst selbst intonierte einzelne Partien mit schöner, kräftiger Stimme. Ohne ein bedeutendes Äußeres zu haben, machte er doch einen ehrfurchtgebietenden Eindruck sowohl durch Alter und Güte wie durch seine edeln Bewegungen. Die Art, mit der er den Segen erteilte, und ein sich zweimal wiederholender Akt, bei dem er die Arme weit – wie die ganze Menschheit umarmend – ausbreitete, waren würdig und schön.“*²⁶⁰ Dennoch, als wäre sie jetzt zu ihrer eigenen Einschätzung gelangt, teilt sie ihrer Leserschaft mit, dass die Rituale des Katholizismus, wie bereits weiter oben einmal erwähnt, auf sie keinen erhebenden Eindruck machen, dass die Osterprozessionen für sie tödlich ermüdend und ohne alles Interesse seien. Das Umhertragen des Papstes beschreibt sie fast mitleidig und bemerkt auf ebensolche Weise, dass ihm dieses offenbar Schwindel verursachte. *„Er glich dann vollkommen einer leblosen Puppe, und vor einer solchen das Volk niederstürzen zu sehen, das ist ein so peinliches Bild, dass ich nicht begreife, wie in unserer Zeit noch jemand Poesie darin zu erblicken vermag.“*²⁶¹

In ihren zusammenfassenden Bemerkungen über den Papst kann man nicht anders als das Mitleid herauszulesen, welches Fanny offenbar für den Kirchenfürsten empfindet. *„Darum ist mir auch der Papst nicht als Herrscher, denn als solcher hat er so gut als jeder andere Fürst die Möglichkeit, groß und segensreich zu sein, sondern in seiner Würde als Papst wie ein ganz besonders Unglücklicher erschienen.“*²⁶² Sie spottet nicht, sondern blickt in ihren Aussagen in *Italienisches Bilderbuch* hinter die Kulissen, nimmt den Papst als Menschen war, und wieder teilt sie ihre Empfindungen, die ihr die Erlebnisse in der Sixtinischen Kapelle vermitteln, ihrer Leserschaft offen mit. Sie blickt hinter die „Maske“, die Fassade des Kirchenfürsten, und ohne werten zu wollen, ob das, was sie hinter der Maske sieht, wahr oder falsch ist, vermittelt sie uns einen anderen Ansatz als viele andere Italienreisende. Sie sieht den Papst nicht als absolutistischen Herrscher oder entrückten Religionsführer, sondern als alten Mann, der – möglicherweise und aus Fannys Sicht – Symbol der „Täuschungen“ des

²⁵⁹ Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 202.

²⁶⁰ Ebendort, Seite 203.

²⁶¹ Ebendort, Seite 204.

²⁶² Ebendort, Seite 204.

Katholizismus ist, und sie findet dies als „ein furchtbar trauriges Los, wenn man die Menschen liebt“.²⁶³

Als eine letzte Anmerkung in *Italienisches Bilderbuch* sagt sie über den Papst folgendes: „Wenn ich so den freundlichen Gregor auf seinem Baldachin umherschaukeln sah, wenn ich die Throne im Vatikan und Quirinal erblickte, unter denen er einsam, so fordert es das Zeremoniell, seine Mahlzeiten verzehrte, und mir seine ganze traurige Existenz bedachte, so gönnte ich dem Greis recht die Erlösung vom Leben, die ihm wenige Monate später zuteil ward.“²⁶⁴

²⁶³ Lewald, Fanny; „Italienisches Bilderbuch“, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992, Seite 205.

²⁶⁴ Ebendort, Seite 205.

7. Fazit

In dieser Arbeit wurden drei Reiseberichte aus dem Italien des 19. Jahrhunderts miteinander verglichen: *Eines Dichters Basar* von Hans Christian Andersen, *Pictures from Italy* von Charles Dickens und *Italienisches Bilderbuch* von Fanny Lewald.

Alle drei Werke wurden von Autoren geschrieben, die sehr reiseerfahren waren, jedoch aus gänzlich verschiedenen Teilen Europas – Dänemark, England und Deutschland – stammten. Obwohl sie somit von völlig unterschiedlichen Gesellschaften geprägt worden waren, lassen sich bei einer gründlichen Textanalyse trotzdem eine Reihe von Gemeinsamkeiten feststellen. Alle drei Autoren hegten ein grundsätzliches Interesse für Italien als Reiseland, sowie ein spezielles Interesse für die italienische Gesellschaft, die Religion und die italienischen Sehenswürdigkeiten. Sie hielten sich, wie es damals wohl allgemein üblich war, über einen längeren Zeitraum in Italien auf – Andersen auf jener Italienreise, die er in *Eines Dichters Basar* beschreibt, immerhin drei Monate, Lewald und Dickens (der allerdings nur eine einzige Italienreise unternahm) sogar ein ganzes Jahr. Alle drei hatten einen besonderen Bezug zu Rom, den sie in ihren jeweiligen Werken darstellen, und sie fanden an Italien sehr viel Schätzenswertes (beispielsweise das schöne Wetter, die Lebenslust der Menschen, sowie die großen Kunstwerke), aber auch vieles, das sie kritisch anmerkten bzw. mit dem sie sich kritisch auseinandersetzten.

Auffällig ist jedenfalls der unterschiedliche Stil in ihren Werken. Der italienische Schriftsteller H.C. Andersen bedient sich eines schwärmerischen, märchenhaften und teilweise auch recht emotionalen Stils, der ihn sogar soweit führt, einige Kapitel in seine Arbeit einzureihen, die zweifellos als Märchen zu lesen sind (Beispiel: die Kapitel *Meine Stiefel* sowie *Das Metallschwein*). Der dänische Dichter war ein großer Liebhaber der schönen Künste, weshalb er auch auf seiner zweiten Reise nach Italien viel Zeit damit verbrachte, die italienischen Sehenswürdigkeiten zu besuchen und zu begutachten, etwas, worauf er auch in seinem Reisebericht *Eines Dichters Basar* immer wieder zu sprechen kommt. Andersen ist derjenige der drei Autoren, der die Geschehnisse, von denen er berichtet, sehr oft aus dem positiven, verträumten Blickwinkel sieht – Negatives wird von ihm nach Möglichkeit ausgeblendet. Der Leser gewinnt den Eindruck, dass sein Aufenthalt in Italien für ihn sehr viel Schönes beinhaltet hat. Dennoch liest man deutlich, dass sich das Italienbild des

dänischen Dichters im Wandel befand, was aber eher im Zusammenhang mit persönlichen Unpäßlichkeiten (z.B. einem einsamen Weihnachtsfest in Rom, etc) stand, als mit tatsächlicher, faktischer Kritik an beispielsweise italienischer Politik oder dem Papsttum.

Was Charles Dickens betrifft, so fällt bei der Lektüre von *Pictures from Italy* auf, dass seine Beschreibung Italiens sowohl viel Positives als auch viel Negatives beinhaltet. Sein Stil ist manchmal humorvoll, dann aber oft sogar sarkastisch bis zynisch, konkrete Wertungen werden jedoch meist nicht vorgenommen. Daher kann nicht beurteilt werden, ob der englische „social writer“ seinen Reisebericht auf diese Art verfasste, weil er meinte, dass sein Publikum dies von ihm erwartete, oder ob er seine Meinung und seine Eindrücke tatsächlich auf eher subtile Weise verpackte. Fest steht, dass Dickens – wie er bereits im Vorwort zu *Pictures from Italy* erwähnte – sehr wohl bewusst war, dass zum Zeitpunkt, da er sein Werk verfasste, bereits viele Reiseberichte von Italien existierten, weshalb er Themen wie Politik und Kunst absichtlich ausließ und sich oft eher auf die Beschreibung der Menschen und der kleinen Begebenheiten, die er auf seiner Reise erlebte, konzentrierte. Erwähnt sollte noch werden, dass im Verlauf der intensiven Analyse von *Pictures from Italy* im Rahmen dieser Diplomarbeit immer intensivere Zweifel aufgetaucht sind, ob und wieviel in diesem Werk tatsächlich vom „Menschen“ Charles Dickens zu erfahren ist. Das Werk ist interessant und professionell verfaßt, doch ist es durchaus möglich, dass es sich hierbei um einen Reisebericht handelt, der nur wenig über den Verfasser verrät. Womit nochmals darauf hinzuweisen wäre, dass es sich bei der Gattung des Reiseberichtes um eine extrem vielseitige, äußerst facettenreiche und somit höchst interessante Textgattung handelt.

Fanny Lewalds Stil ist am genauesten. Sie beschreibt ihre Erlebnisse sehr faktisch und nüchtern, jedoch auch extrem zurückhaltend und neutral. Wertungen werden von ihr allerdings durchaus vorgenommen, wobei sie sich jedoch immer zunächst selbst ein genaues Bild macht und niemals auf vorgefertigte Meinungen zurückgreift. Lewalds Ziel war es, ihrer Leserschaft einen Reisebericht aus weiblicher Perspektive zu liefern, nach genauer Analyse des Textes muß aber festgehalten werden, dass die Inhalte, die die deutsche Schriftstellerin vermittelte, nicht wesentlich von anderen, von Männern verfassten Reiseberichten (beispielsweise *Eines Dichters Basar* und *Pictures from Italy*) aus Italien abweichen. Der einzige auffällige Unterschied ist, dass Lewalds Reisebeschreibung wesentlich faktischer und zurückhaltender ausfällt, als jene von Andersen und Dickens. Es gibt weder besondere „weiblich gefärbte“ Themenschwerpunkte, noch zeichnet sich Lewald durch besondere

Emotionalität aus (die man Frauen gerne nachsagt). Tatsächlich erscheint Lewalds Reisebericht deutlich kühler als der von Andersen und Dickens, und ihr Ton wirkt fast naturwissenschaftlich, was die Qualität des Textes jedoch keinesfalls beeinflusst.

Bezugnehmend auf den Schwerpunkt „Religion“ konnte festgestellt werden, dass H.C. Andersen mit großer Wertschätzung von der römisch-katholischen Religion und deren Bräuchen spricht. Andersen gefällt die Opulenz der katholischen Kirche, und alles, was ihm daran negativ auffällt, wird von ihm mit den „Bedürfnissen der niederen Stände“ erklärt. Er liebt die prunkvollen italienischen Kirchen, und seinem typisch schwärmerischen Stil ist klar die große Bewunderung zu entnehmen, die er der römisch-katholischen Kirche entgegenbringt.

Charles Dickens äußert sich hauptsächlich auf ironische bzw. sarkastische Art und Weise über den Katholizismus und die Bräuche, die er sehr genau beobachtet; und obwohl er sehr humoristisch auf beispielsweise die Ereignisse der Osterwoche im Vatikan eingeht, kann nur sehr schwer erklärt werden, warum er etwas, das ihm offensichtlich so wenig bedeutete, dennoch so viel Interesse entgegenbrachte, und warum er dessen Beobachtung so viel Zeit gewidmet hat. Die Vermutung, dass er hauptsächlich in jenem Stil schrieb, den, wie er meinte, sein Publikum von ihm erwartete (ein Stil, der auch sehr viel Ironie beinhaltete), scheint somit immer wahrscheinlicher, auch wenn dies selbstverständlich nicht bewiesen werden kann.

Fanny Lewald schließlich war dem Katholizismus gegenüber am neutralsten eingestellt. Ihre diesbezüglichen Berichte beruhen streng auf persönlichen Beobachtungen, und erst nach einer sehr genauen Evaluierung fügt die deutsche Schriftstellerin auch emotionale Einschätzungen hinzu. Lewald entschloß sich im Laufe ihres Lebens letztendlich dazu, an die Wissenschaft und nicht an die Religion zu glauben, dennoch betonte sie immer wieder, dass der Katholizismus für sie im Gegensatz zum Protestantismus deutliche Vorteile beinhalten würde, die darin bestanden, dass die Katholiken wesentlich größere Freiheiten genossen, was Genuss und Freude betrafen. Auch die katholische Einrichtung des Fegefeuers gefiel ihr daher, da es den Gläubigen auch im Diesseits gewisse Freiheiten gestattete, die der Protestantismus generell ablehnte.

Geschlossen werden soll mit den Worten, mit denen Charles Dickens von Italien Abschied nimmt:

„...let us part from Italy, with all its miseries and wrongs, affectionately, in our admiration of the beauties, natural and artificial, of which it is full to overflowing, and in our tenderness towards a people, naturally well-disposed, and patient, and sweet-tempered. Years of neglect, oppression, and misrule have been at work, to change their nature and reduce their spirit; miserable jealousies, formed by petty Princes to whom union was destruction, and division strength, have been a canker at their root of nationality, and have barbarized their language; but the good that was in them ever, is in them yet, and a noble people may be, one day, raised up from the ashes. Let us entertain that hope! And let us not remember Italy the less regardfully, because, in every fragment of her fallen Temples, and every stone of her deserted palaces and prisons, she helps to inculcate the lesson that the wheel of Time is rolling for an end, and that the world is, in all great essentials, better, gentler, more forbearing and more hopeful, as it rolls!”²⁶⁵

²⁶⁵ Dickens, Charles, *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998, Seite 187.

8. Literaturverzeichnis

8.1. Primärliteratur

1. Andersen, Hans Christian; *Ja, ich bin ein seltsames Wesen... - Tagebücher 1825 – 1875, erster Band*, Göttingen, ausgewählt, herausgegeben und übersetzt von Gisela Perlet, Wallstein Verlag, 2000
2. Andersen, Hans Christian; *Bilderbuch ohne Bilder*, Leipzig, Insel-Verlag, 1920
3. Andersen, Hans Christian; *Der Improvisator*, Cadolzburg, Ars Vivendi Verlag, 2004
4. Andersen, Hans Christian; *Eines Dichters Basar*, Weimar, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1973
5. Andersen, Hans Christian; *Hans Christian Andersen's visits to Charles Dickens as described in his letters*, Copenhagen, Levin&Munksgaard, 1937
6. Brooks, Geraldine; *Nine parts of desire. The hidden world of Islamic women*, England, Penguin books, 1995
7. Dickens, Charles; *A Tale of two cities*, London, Penguin Books, 1994
8. Dickens, Charles; *David Copperfield*, Wien, Ueberreuter, 2009
9. Dickens, Charles; *Pictures from Italy*, London, Penguin Books, 1998
10. Goethe, Johann Wolfgang von; *Italienische Reise*, München, F. Bruckmann KG, 1925
11. Goethe, Johann Wolfgang von; *Italienische Reise*, Projekt Gutenberg, <http://gutenberg.spiegel.de/buch/3682/1>
12. Lewald, Fanny; *Italienisches Bilderbuch*, Frankfurt am Main, Ulrike Helmer Verlag, 1992
13. Lewald, Fanny; *Meine Lebensgeschichte, 1. Band, Im Vaterhause*, Frankfurt am Main, Helmer, 1988
14. Lewald, Fanny; *Meine Lebensgeschichte, 3. Band, Befreiung und Wanderleben*, Frankfurt am Main, Helmer, 1989
15. Lewald, Fanny; *Römisches Tagebuch, 1845/46*, Leipzig, Heinrich Spiro, 1927
16. Pfeifer, Ida; *Eine Frau fährt um die Welt*, Wien, Promedia Verlag, 1989
17. Sebald, W.G.; *Die Ringe des Saturn*, Frankfurt am Main, Fischer-Verlag, 9. Auflage: August 2007

8.2. Sekundärliteratur

1. Ackroyd, Peter; *Introduction to Dickens*, England, Sinclair-Stevenson Limited, 1991
2. Altgeld, Wolfgang; Lill, Rudolf (Herausgeber); *Kleine italienische Geschichte*, Stuttgart, Philipp Reclam jun., 2007
3. Ascoli, Albert Russel; Henneberg, Krystyna von (Editors); *Making and remaking Italy – the cultivation of National Identity around the Risorgimento*, Oxford – New York, Berg, 2001
4. Bausinger, Hermann; Beyrer, Klaus; Korff, Gottfried (Herausgeber); *Reisekultur – Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*, München, Verlag C.H.Beck, 1991
5. Beauvoir, Simone de; *Das andere Geschlecht – Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1968
6. Bredsdorff, Elias; *Hans Andersen and Charles Dickens, a friendship and its dissolution*, Copenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1956
7. Brillì, Attilio; *Als Reisen eine Kunst war*, Berlin, Wagenbach, 1997
8. Buzard, James; *The beaten track – European tourism, literature, and the way to culture, 1800 – 1918*, Oxford, Clarendon Press, 1993
9. Chaney, Edward; *The evolution of the Grand Tour – Anglo-Italian Cultural Relations since the Renaissance*, London – Portland – Oregon, Frank Cass, 1998
10. Chabot, Federico; *Italien – Europa, Studien zur Geschichte Italiens im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen, Vandenhoeck&Ruprecht, 1962
11. Fiala, Michaela; *Fanny Lewald und Italien. Reisebilder zwischen Imagination und Realität*, Universität Wien, Diplomarbeit, 2000
12. Härtel, Susanne, Köster, Magdalena; *Die Reisen der Frauen – Lebensgeschichten von Frauen aus drei Jahrhunderten*, Weinheim – Basel – Berlin, Beltz& Gelberg, 1994
13. Korte, Barbara; *Der englische Reisebericht – Von der Pilgerfahrt bis zur Postmoderne*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, 1996
14. Michael G. Brennan (Editor): *The origins of the grand tour*, The Hakluyt Society, London, 2004
15. Moor, Silvia, Mitschrift zur Vorlesung *Ältere deutsche Literatur: Reiseberichte des Spätmittelalters*, Prof.Dr. Leopold Hellmuth, Universität Wien, WiSe 2009

16. Moor, Silvia, Mitschrift zur Vorlesung *Unterwegs. Reisen als soziale Praxis – geschlechtergeschichtliche Perspektiven*, Prof. Dr. Johanna Gehmacher, Universität Wien, SoSe 2011
17. Moor, Silvia; *H.C. Andersen, Charles Dickens und Italien*, Proseminararbeit zum PS *Im Land wo die Zitronen blühen. Reiseberichte deutsch- und englischsprachiger Italienreisender*, Dr.Sandra Vlasta, Universität Wien, SoSe 2010 Munksgaard, Ejnar; *Hans Christian Andersen's visits to Charles Dickens as described in his letters*, Copenhagen, Levin&Munksgaard, 1937
18. Pelz, Annegret; *Reisen durch die eigene Fremde*, Köln, Böhlau, 1993
19. Reinhardt, Volker; *Geschichte Italiens*, C.H.Beck, München, 2011
20. Reuter Julia; *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*, Bielefeld, Transcript, 2002
21. Rossel, Sven Hakon; *Do you know the land where the lemon trees bloom? – Hans Christian Andersen and Italy*, Roma, Pubblicazioni del Dipartimento di Studi Storico-Religiosi, Edizioni Nuova Cultura, 2009
22. Schivelbusch, Wolfgang; *Geschichte der Eisenbahnreise – Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main, Fischer Taschenbuch Verlag, 2000
23. Schlicke, Paul; *Dickens and popular entertainment*, London, Unwin Hyman, 1988
24. Seume, Johann Gottfried; *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802*, München, dtv, 1985
25. Sternfeld, Richard; *Die nationale Einigung Italiens im 19. Jahrhundert*, Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder Verlag, 1920
26. Steinhauer, Marieluise; *Fanny Lewald, die deutsche George Sand, ein Kapitel aus der Geschichte des Frauenromans im 19. Jahrhundert*, Inaugural-Dissertation, Charlottenburg, Karl u. Richard Hoffmann, 1937
27. *The Fatal Gift of Beauty: The Italies of British Travellers – an annotated Anthology*, edited by Manfred Pfister, Amsterdam-Atlanta, Rodopi, 1995
28. *The impact of Italy: The Grand Tour and beyond*, edited by Clare Hornsby, London, British School at Rome, London, 2000
29. Ueckmann, Natascha; *Frauen und Orientalismus*, Stuttgart – Weimar, J.B.Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 2001
30. Ujma, Christina (Hg.); *Ujma, Christina, 200 Jahre Fanny Lewald – Leben, Werk und Forschung in Fanny Lewald (1811 – 1889) – Studien zu einer großen europäischen Schriftstellerin und Intellektuellen*, Bielefeld, Aisthesis Verlag, 2011

8.3. Sonstige Quellen

1. <http://www.victorianweb.org/authors/dickens/dickens4.html>
2. <http://dickens.ucsc.edu/faq/religion.html>
3. <http://www25.uua.org/uuhs/duub/articles/charlesdickens.html>

9. Anhang

9.1. Abstract in deutscher Sprache

Die Textgattung des Reiseberichts nahm im 19. Jahrhundert einen enormen Aufschwung. Eines der Länder, welches auf die Reisenden besonders anziehend wirkte, war Italien, wobei das milde Klima, die Kunst und die römisch-katholische Religion einige der Hauptgründe darstellten, warum eine zunehmende Anzahl an Touristen dieses Land besuchte.

Am Beispiel der Reiseberichte von H.C. Andersen (*Eines Dichters Basar*), Charles Dickens (*Pictures from Italy*) und Fanny Lewald (*Italienisches Bilderbuch*) sollen die individuellen Erfahrungen von drei sachkundigen Reisenden, die alle aus dem protestantischen Umfeld stammen, besonders auf dem Gebiet „römisch-katholische Religion und Papsttum in Italien“ miteinander verglichen werden.

Obwohl das Interesse am Topos „Reiseliteratur“ ab etwa den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts in der literaturwissenschaftlichen Forschung enorm zugenommen hat, so wurde und wird das Thema „Katholizismus in Italien“ dennoch als verhältnismäßiges Randthema behandelt, das zwar immer wieder in der diversen Fachliteratur auftaucht, allerdings meist nur sehr kurz diskutiert wird.

Die Erfahrungen der drei Reisenden hinsichtlich individueller Reiserouten (nach Italien) und die jeweilige Einstellung zum Alltagsleben, sowie zu Land und Leuten werden in der vorliegenden Arbeit gemäß ihrem jeweiligen literarischen Stil entsprechend betrachtet und verglichen. Ein spezieller Schwerpunkt wird besonders auf die römisch-katholische Religion („Kirchen als Gebäude“, „katholische Feste und Bräuche“ und „der Papst“) gelegt.

Ziel ist es, die im Verlauf der Arbeit herausgefilterten Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu analysieren und zusammenzufassen, sowie abschließend nochmals konkret aufzuzeigen, erneut mit dem Hauptfokus auf dem Katholizismus, und wie er sich für die drei Reisenden darstellte.

9.2. Abstract in englischer Sprache

In the 19th century travel writing achieved enormous importance. One of the countries that were especially attractive to travellers was Italy; the mild climate, the famous collections of arts and the roman-catholic religion were some of the main reasons why an increasing number of tourists visited this country.

The travel journals of H.C. Andersen (*Eines Dichters Basar*), Charles Dickens (*Pictures from Italy*) and Fanny Lewald (*Italienisches Bilderbuch*) shall be taken as examples to compare the individual experiences of three skilled travellers, who all came from the protestant environment. Especially their insights on “roman-catholic religion and the Pope in Italy” shall be compared with each other.

Even though the concern for travel writing improved tremendously in the field of comparative literature from the 1980s on, the topic “Catholicism in Italy” always was and still is quite a side issue. It appears in the scientific journals consistently, but it is only discussed on a short-term basis.

In this paper the experiences of the three travellers concerning their travel routes (to Italy), their approach to everyday life, to the people and the country itself shall be discussed and compared according to their individual literary style. The emphasis shall be on the roman-catholic religion (“Churches as buildings”, “Catholic celebrations and customs” and “the Pope”).

The intention of this paper is to analyse and summarise by comparison what the travel journals of three travellers have in common and what are the differences between them. A special focus again shall be on Catholicism and how it presented itself to H.C. Andersen, Charles Dickens and Fanny Lewald.

9.3. Lebenslauf

<u>Persönliche Daten:</u>	Silvia Moor wohnhaft in 2384 Breitenfurt bei Wien geboren am 30.09.1968 Email-Adresse: Silvia_Moor@aon.at
<u>Matura:</u>	Juni 1988, HAK II, 1080 Wien, Hamerlingplatz
<u>Studienverlauf:</u>	März 2008 – Juni 2012 Studium der Komparatistik Titel der Diplomarbeit: „Reiseberichte aus Italien. H.C. Andersen, Charles Dickens, Fanny Lewald – ein Vergleich“
<u>Weiterer Studienschwerpunkt:</u>	Soziologie
<u>Fremdsprachen:</u>	Englisch, Französisch
<u>Zusätzliche Informationen:</u>	1995 – 2008 angestellt als Vertragsbedienstete im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumerschutz; ab 2002 tätig in der Gruppe „EU und Internationales“ – hier zuständig für die Vereinten Nationen; Mitglied der Sozialkommission der Vereinten Nationen und Mitglied des Ad Hoc Committees zur Verhandlung der „UN- Menschenrechtskonvention für Menschen mit Behinderungen“; in diesem Zusammenhang zahlreiche längere Auslands- aufenthalte, vor allem in den USA (Perfektionierung der Fremdsprachenkenntnisse)